Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 87 (1954-1955)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jeremias Gotthelf

zu seinem hundertsten Todestag am 22. Oktober 1954

BERNER SCHULBLATT / L'ECOLE BERNOISE

Nr. 31 LXXXVII. Jahrgang Bern, den 22. Oktober 1954

INHALT

SOMMAIRE

Jeremias Gotthelfs Tod

Aus der Leichenrede

... und ohne Ende der Segen

Jeremias Gotthelf, der Dichter; von W. Günther

Abschluss der Gotthelf-Studienwoche in Münchenwiler

Gotthelf, von Hermann Burte

Jeremias Gotthelf, von A. Ruef

Gotthelfliteratur

Partie française

Jeremias Gotthelf

in 20 Bänden der Birkhäuser-Klassiker, mit Einleitungen herausgegeben von Prof. Dr. Walter Muschg

Inhalt der Bände:

Band 1	Der Bauernspiegel	Band 11	Die Käserei in der Vehfreude
Band 2	Der Schulmeister I	Band 12	Zeitgeist und Bernergeist I
Band 3	Der Schulmeister II	Band 13	Zeitgeist und Bernergeist II
Band 4	Uli der Knecht	Band 14	Erlebnisse eines Schuldenbauers
Band 5	Uli der Pächter	Band 15	Unheimliche Geschichten
Band 6	Anne Bäbi Jowäger I	Band 16	Fromme Geschichten
Band 7	Anne Bäbi Jowäger II	Band 17	Alte Geschichten
Band 8	Geld und Geist	Band 18	Lustige Geschichten
Band 9	Der Geltstag	Band 19	Aus dem Neuen Berner Kalender
Band 10	Käthi die Grossmutter	Band 20	Vermischte Schriften

Jeder Band in Halbleinen einzeln erhältlich zu Fr. 6.75
Je 5 Bände zusammen, das heisst Band 1–5, 6–10, 11–15, 16–20 in Ganzleinen Fr. 44.20
in Halbleder Fr. 72.80. Alle 20 Bände zusammen in Ganzleder Fr. 457.60

Erhältlich in jeder Buchhandlung

BIRKHÄUSER-KLASSIKER

87. JAHRGANG Nr. 31 Bern, 22. Oktober 1954

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

Jeremias Gotthelfs Tod

Vor hundert Jahren, am 22. Oktober 1854, in der Frühe eines Sonntagmorgens, starb Jeremias Gotthelf „ging er aus der zeitlichen Heimat, an der er mit seinem ganzen Herzen, seiner Liebe und seiner Sorge hing, hinüber in die ewige Heimat, deren Verheißung für alle die guten Willens sind, er sein ganzes Leben lang in Wort und Schrift verkündet hatte."

Noch unter dem Eindruck vom Sterben seines Vaters schrieb sein Sohn Albert Bitzius einen ergreifenden Brief an Gotthelfs Freund, den Aarauer Pfarrer und Schriftsteller Abraham Emanuel Fröhlich:

Lützelflüh, den 23. Oktober 1854

Teurer Freund meines Vaters!

Ich habe Ihnen eine unerwartete und traurige Nachricht mitzuteilen. Mein Vater ist gestern morgen gegen sechs Uhr an einem Stickflusse jählings verschieden. Sie wußten um die gefährlichen Hustenzufälle, wie sie mein Vater schon seit mehr als einem Jahre hatte. Er war nie krank gewesen; was Wunder also, wenn er sich nie darein finden konnte, daß er, trotz Todesahnungen in gewissen Augenblicken, nie sich als Kranker wollte behandeln lassen. Was uns schon seit langem am meisten besorgt gemacht hatte, war eine immerwährende Neigung zum Schlaf. Erst als zu dieser sich noch ein starker Schnupfen, ja selbst Blutspeien gesellte, entschloß er sich, den Doktor kommen zu lassen. Er kam, und mein Vater mußte sich sogleich zu Bette legen. Es war dies ein Donnerstag gewesen; Sonntags war er wieder besser und stund auf; viele Besuche und Geschäfte aller Art verursachten einen Rückfall. Seit letztem Montag verließ er das Lager nicht mehr, ja er äußerte nicht einmal das Verlangen aufzustehen. Seine Umstände schienen besser zu werden, die Ärzte gaben wieder Hoffnung. Sein Interesse für alle Dinge, die ihn umgaben, die ihn sonst beschäftigt hatten, war noch rege. Politik, Schriftstellertum, Familienverhältnisse beschäftigten ihn unaufhörlich in seinen Träumen sowie in fieberhaften Zuständen, die auf den Schlaf folgten und dem völligen Erwachen vorangingen. Sonnabends ging alles wieder gut, nur war er noch schwerer zu erwecken als gewöhnlich. Abends aß er noch etwas mit gutem Appetit; auch schlief er weniger unruhig, redete weniger im Traume. Zuweilen erwachte er noch ein wenig und fragte nach der Zeit. Um halb fünf nahm er noch Arznei, von da aber begann sein Todeskampf. Doch dauerte er nicht lange und war schmerzlos. Noch einmal öffnete er die schon gebrochenen Augen; dann stockte sein Atem. Wie viel mit ihm starb, das fühlen Sie. Meine Mutter ist trostlos; er aber liegt da wie ein Schlummernder: es ist unser einziger Trost; einen solchen Tod hat er durch sein ganzes Leben verdient. Was wir fühlen, das fühlen Sie gewiß mit uns, der Sie ja schon ebenso schwere Schläge empfunden haben. Aber auch Sie haben es ertragen, und Ihr Beispiel soll auch uns stärken und zum Ertragen anleiten.

Leben Sie wohl, verehrter Herr, grüßen Sie mir Ihren Sohn, wünschen Sie ihm in meinem Namen von ganzem Herzen gute Besserung. Nehmen Sie auch die Bezeugung unsrer innigen Teilnahme für Ihr Unglück entgegen. Daß Sie unsrer auch fernerhin nicht vergessen werden, des bin ich überzeugt.

Ihr ergebener A. Bitzius

Aus der Leichenrede

gehalten von Dekan Farschon, Pfarrer zu Wynigen, am Grabe Jeremias Gotthelfs am 25. Oktober 1854

Mögen Einzelne aus unserm Klerus dem Seligen in den bisherigen Beziehungen an die Seite zu stellen sein, über alle Standes- ja über alle Verbandsgenossen erhebt er sich als Volksdichter. Da steht er unerreicht oder wenigstens unübertroffen, mag auch eine von der Freundschaft nicht bestochene Kritik mancherlei und nicht unbedeutende Gebrechen auszustellen haben. Welchen unberechenbaren Segen der Heimgegangene noch in fernen Zeiten verbreiten muss durch seine Schriften! Denn ihr wisst es wohl, Freunde und Brüder, es sind das nicht bloss eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen. Wenn die da aufgespeicherten Schätze von Belehrung, Ermahnung und Warnung schon jetzt gleichsam in das Fleisch und Blut unseres Volkes zur Befolgung übergehen könnten, wie gut würde es um dasselbe stehen.

... und ohne Ende der Segen

Jeremias Gotthelfs Lebenslauf ist gerade und einfach wie der eines gewöhnlichen Menschen.

Andere Dichter gelangen oft nur auf mühseligen und abenteuerlichen Umwegen zu ihrer Bestimmung. Ein dunkles Drängen und Sehnen treibt sie in die Ferne; ein schönes Traumbild, ein Irrlicht ihrer Einbildungskraft, lockt sie auf abgelegene Pfade; leidenschaftliche Verwirrung trübt ihren Blick oder verstrickt sie in widerwärtige Schicksale, in Not und Verzweiflung. Schwer und langsam ringen sie sich durch und finden sich in die Welt, wie sie ist.

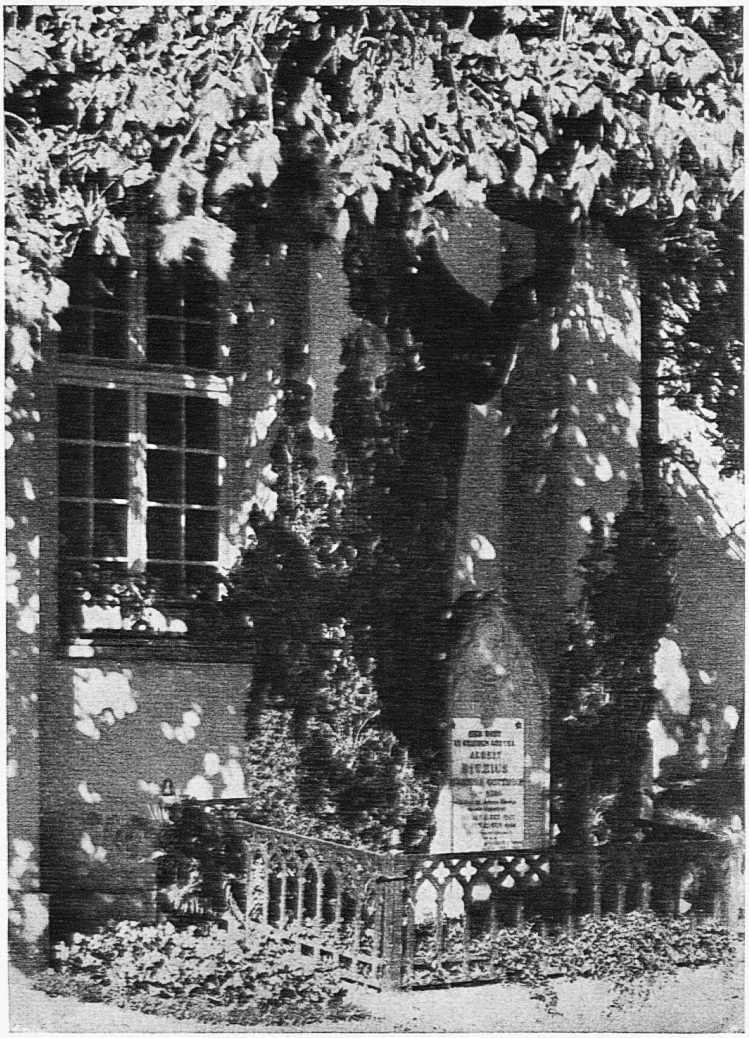
Ganz anders bei Gotthelf. Es ist, als ob die Vorsehung ihn bei der Hand führte und an seinen Platz stellte: Hier lebe, schaffe und stirb! Du brauchst nicht zu wählen. Dein Acker liegt vor dir; es ist zäher, wilder, von Unkraut überwucherter Boden, aber fruchtbares Land. Den Pflug hast du. Nimm und geh' ans Werk! – Und er geht ans Werk, reutet, pflügt und sät, ohne umzuschauen, zwanzig Jahre lang. Und in voller Arbeit, ehe seine Kraft erschöpft ist, sinkt er auf seinem Acker hin und stirbt.

Wundervoll ist dieses Leben in seiner Einfachheit, Zweckmässigkeit und Fülle, herrlich die Saat, die ihm entsprossen, und ohne Ende der Segen, den wir ihm verdanken.

Otto von Greyerz, Jeremias Gotthelf,
im Eugen-Rentsch-Verlag.

Da ergriff ihn die alte, heilige Gewalt, die ihn so oft vor dem Volke erfasst, vor das Volk getrieben; und wo der Mensch einmal von ihr ergriffen ist, da frägt er nicht: was soll ich tun, und was soll ich reden? Sondern Tun und Rede gestalten sich sonder Mühe und Denken, durch die gleiche Kraft emporgetrieben, die Welten schafft und Welten zerstört.

Gotthelf, Der Druide



Jeremias Gotthelfs Grab bei der Kirche in Lützelflüh .

Gotthelf, der Dichter

Vortrag, gehalten von Prof. Dr. *Werner Günther*, Neuenburg, an der Gotthelf-Studienwoche des Bernischen Lehrervereins in Münchenwiler

Das Gotthelfjahr, in dem wir stehen, hat vielerlei Anweisungen gebracht, wie Gotthelf zu lesen und zu verstehen ist. Er ist, wie alle grossen Dichter, leicht und schwer zu lesen; er ist es vielleicht noch mehr als andere. Klafft nicht ein Abgrund zwischen dem scheinbaren und dem wirklichen Gotthelf? Wo ist unter den vielen Weisen die rechte Weise? Wo unter den vielen Zugängen der rechte Zugang?

Ein Dichter liest sich leicht, wenn wir sein Stoffliches zum Hauptbestandteil seines Werkes machen. Ohne Zweifel scheint Gotthelf recht eigentlich dazu einzuladen. Ungeheuer liegt in seinen Schriften die bernische Bauernwelt ausgebreitet. Er schöpfte ja unsäglich aus dem Vollen. In ihr hatte er von Kind auf gelebt, geatmet, gewirkt, gehorcht, geschaut. Haus und Feld, Brauchtum und Arbeit, Werken und Feiern, Denken und Reden, Segen und Nöte: alles in ihr war ihm vertraut. Und er hörte und sah mit Ohren und Augen, die hörten und sahen wie wenige. Der stoffliche Grund ist bei ihm fast unheimlich nah. Ihn willkürlich heranzuziehen, um Kulissen für seine Bühne zu bekommen, brauchte er gar nicht; er war für ihn ganz einfach da, mit Selbstverständlichkeit. Und welche Lust, Wollust in ihm, dieses Stoffliche aufzuzeigen! Nicht mit einem saftigen Schimpfwort nur, wie Gottfried Keller meint, stürzt er seinen literarischen Karren, den seine kräftige scharfe Schaufel mit einem gewichtigen Stück Erdboden beladen, vor unsern Füssen um, sondern auch mit einem behaglichen Laut des Selbstvergnügens. Und dieser Stofflichkeit, dieser Fülle des Sichtbaren, Hörbaren, Betastbaren, Riechbaren, Schmeckbaren gibt sich auch der Leser hin, bewegt sich in ihr wie in einem plätschernden Bade. Der Quell schon nur des Anekdotischen, volkstümlich Schnurrigen: wie unversieglich sprudelt er! Es mag sogar sein, dass sich Gotthelf hie und da « überschriftstellert », wie Keller sagt, des Guten nur zuviel tut. « Mich dünkt, Ihr g'höret Euch selber z'gern chlöpfe! . . . Wenns nume chlöpft! » so schrieb der bernische Seminardirektor Karl Rickli dem befreundeten Verfasser des « Schulmeisters », und er hatte zweifellos ein bisschen recht (aber nicht recht hatte er, wenn er vor allem dieses zuweilen etwas starke « Chlöpfen » sah und hörte).

Dem Leser, der nur dieses stofflich Unterhaltsame, nur den « urchigen », volkstümlich derben Geschichten- und Geschichtchenerzähler sucht, kann Gotthelf des so gemeinten Guten nie zuviel tun. Dass er auch diesen « äusserlichen » Gotthelf noch veräusserlicht, ahnt er nicht. Denn was er als spasshaftes Konterfei von Tatsächlichem betrachtet, ist ja keineswegs auf der photographischen Platte aufgenommen. Gotthelf nur sah das bernische Bauerntum so. Was äusserste Treue scheint (und es auch zu einem guten Teile ist), erscheint in der Gotthelfschen Linse, ist mit einem Plus versehen, das aus reiner Kulturgeschichte etwas viel Lebendigeres macht. Und dieses Plus schon entstammt intuitiver Schau, ist ein Dichterisches, keine Zufallsgabe des Auges.

Hat aber nicht diese Zutat eben bei Gotthelf ein ganz eigentümliches Gepräge? Von jeher ist die *blendende Schärfe* aufgefallen, mit der bei Gotthelf die stofflichen Züge hervortreten – nicht nur « holländisch », sondern « höllisch nach der Natur » fand der eben genannte Seminardirektor Rickli manches im « Schulmeister » gezeichnet. Sehen wir jedoch genauer hin. Ist es nicht, als sei diese bäuerliche Welt gewissermassen *durchsichtig*, als tue sich hinter ihr ein helles Unendliches auf? Wohl hat alles seine irdisch plastische Ründe, schwillt vor Lebenskraft, strahlt unmittelbare Wirkung aus, und kommt doch von weiter her, von einem letztlich unstofflichen Grunde, ist *geistig* bestimmt. Die geistige Gegründetheit allein schenkt dieser reichen stofflichen Welt die Perspektiven der Tiefe.

Wenn man von Gotthelfs Geistigkeit redet, so denkt der gewöhnliche Leser an das Pfarrherrliche an ihm, an das Predigerhafte seiner Gestalt. Dass auch hier ein Zugang zu seinem Werke liegt, wird er gerne glauben, ihn aber in der Regel nicht benützen – die Predigten und moralisierenden Abschweifungen überspringt er im Text nur allzugerne. In neueren Schriften über Gotthelf

wird ihm gesagt, das Religiöse sei das wichtigste Gotthelfproblem, und an Beweisen herrscht anscheinend kein Mangel. Soll man es diesem Leser verargen, wenn er das Urchige, das derb Bildhafte dem angeblich wichtigsten Problem vorzieht? Ebenso verhält es sich mit dem Volkserzieherisch-Pädagogischen, so wie mit dem Kämpfertum gegen alles Unechte des Zeitgeistes, die beide bei Gotthelf eine sicher nicht geringe Rolle spielen. Unverkennbar ist ein Zugang auch hier – ob er zum innersten, zum wahren Gotthelf führt?

Eine mächtige Geistigkeit ist unzweifelhaft am Werke, aber aufs innigste mit dem Wirklichen verbunden; mit andern Worten: sie ist *Dichtung* geworden. Wie übersehen, dass Gotthelf vor allem der Dichter ist, der überragende Dichter, dass deshalb das *dichterische Problem* im Vordergrunde steht, dem alle übrigen Probleme untergeordnet sind?

Dichtung aber ist nicht Stoff, so reich und bunt er auch sei, und Dichtung ist nicht weltanschaulich-religiöses oder erzieherisches Problem, so intensiv sich dieses auch äussern möge, Dichtung ist *Schöpfung, Form, Gestalt.* Und hier beginnt die Schwierigkeit. Gestalt ist immer schwer zu entziffern, denn in ihr stellt sich ein ganz Innerliches dar. Was ist dieses Innerliche bei Gotthelf? Anders gesagt: Was ist sein *dichterisches Grundgefühl?*

Wenn man sich in sein Werk versenkt und geduldig, fühlend und sinnend, nachforscht, wo das schaffende Grunderlebnis pulst, so findet man ein *glühend sinnenhaftes und zugleich ein glühend vergeistigtes Lebensgefühl.* Gotthelf war in dieser Hinsicht ein Vollmensch seltenster Art. Dem Seienden, Bestehenden rückhaltlos hingegeben und doch nach höherer Vollendung dürstend, dem Diesseitigen *und* dem Jenseitigen mit ebensolcher Kraft und Inbrunst zugewandt, sinnenfroh *und* innerlich, geniessend *und* geistbesessen: diese Veranlagung war ihm als Angebinde in die Wiege gelegt; halb bewusst, halb unbewusst aber hatte er sie verstärkt, vom innewohnenden Genius getrieben, und als die beiden Elemente sich vereinigten, verschmolzen und die Zeit gekommen war, da löste diese Verschwisterung den intuitiven Drang unwiderstehlich los, und aus dem schöpferisch gewordenen Grundgefühl erwuchs die dichterische Tat. Man weiss, dass das eigentlich spät geschah (Gotthelf war 39 Jahre alt, als der « Bauernspiegel » erschien): erst als aus dem theologus vagans, dem vielbeschäftigten und von Pfarrei zu Pfarrei beorderten Vikar Bitzius der sesshafte Pfarrer geworden und die häuslichen Verhältnisse eine Regelung erfahren, wagte sich das schöpferische Bedürfnis herrischer hervor. Dafür auch wurden die Werke geboren, « wie Minerva aus dem Kopfe ihres Vaters sprang, geharnischt und bewehrt, wie aus dem Schoss der Erde die Quelle strömt, süss und stark, wie aus der schwarzen Wolke der Blitz zuckt, feurig und zündend, begleitet von des mächtigen Donners mächtiger Stimme, die die Welt aus dem Schlafe ruft » (Schulmeister).

Das Nebeneinanderwachsen und das Ineinanderaufgehen der beiden Grundelemente ist das tiefste *Geheimnis* von Gotthelfs Kunst. *) Was sie kräftigte, einander näher brachte und schliesslich vereinte, das war das *Erlebnis der heimatlichen bäuerlichen* Welt. Im Erlebnisschoss dieser Bäuerlichkeit befruchteten sich beide, nährten sich beide, verklärten sich beide. Am Schauspiel der bäuerlichen Welt entfaltete sich der mächtig sinnenhafte Zug in Gotthelf, an ihm auch erstarkte sein überlegen sittlich-geistiger Wille. Das Sittliche, so wie es ihm ein eingebornes Fühlen, späterhin auch klarer immer der christliche Glaube umriss, empfand Gotthelf bestimmter stets als die göttliche *Urordnung* des Seins; im Bauerntum, so wie *er* es erlebte, traten ihm noch heile Spuren dieser göttlichen Urordnung entgegen, und so wurde ihm der Bauernstand in konkretester Schau und konkretester Überzeugung der gottgewollte Urstand, der Bauer das gottgewollte Urbild der irdischen Kreatur.

Gewiss hatten auch *äussere Umstände* dieses zunächst mehr unbewusste, dann immer bewusstere Erlebnis gefördert. Im emmentalischen und oberaargauischen Bauerntum fand er noch ein verhältnismässig unversehrtes, kräftig in sich ruhendes, an Eigenzügen reiches Bauernvolk vor, und den Geist der Landschaft hatte zudem die Regeneration von 1830 nachhaltig geweckt; die Bekanntschaft mit der Persönlichkeit und dem Werk Pestalozzis hatte im gleichen Sinne gewirkt, bis zu einem gewissen Grade auch das überlieferte volksliterarische Erbe; in der Literatur der Zeit wurden zunehmend auch die unteren Schichten der Bevölkerung entdeckt; und die herderischen Ideen von der Eigengesetzlichkeit von Zeiten und Völkern mochten in ihm noch nachhallen. Dass ihm aber beschieden war, das bäuerliche Erlebnis als Erster zu solch dichterischer Höhe zu führen, das war Begnadung.

Lebenslust und Lebensernst, Sinnenfreude und Heiligung des inneren Menschen, als Urgefühle und Urideale hineinprojiziert in die bäuerliche Heimatwelt, an ihr erhärtet, in ihr verklärt, schenkten Gotthelf eine dichterische *Freiheit* sondergleichen. Das räumlich beschränkte Bauerntum des Emmentals und des Oberaargaus wurde zum Universum mit eigenen Sternenbahnen. Unter dem Antlitz stupender äusserer Treue inkarnierte der Dichter, schier unerschöpflich, die Regungen, die Höhen und Tiefen der eigenen Seele in engumrissenen, hochoriginellen menschlichen Typen, zugleich aber auch die feine und die herbe Problematik sittlichen Werdens und sittlichen Fallens. Die Lust am unendlichen Reichtum physischer und seelischer Gesichter, Spiegelbilder des eigenen umweltgenährten Innern, und das Sorgen um den göttlich bestimmten Vollendungsweg des Menschen, doch auch die verschuldeten und unverschuldeten Gebrechen des Volkskörpers, Schönheit überlieferter Lebenskunst, Elend sittlicher Verwahrlosung, engelhafte Grazie und seelische Verkümmerung: alles erhielt Gestalt, wurde einbezogen in den Strahlungsbereich des Grunderlebnisses, geheiligt von innen her.

Gestalt aber, noch einmal, ist schwer zu entziffern, doppelt schwer bei Gotthelf, weil bei ihm zwischen *äusserer Gebärde* und *innerer Höhe* der Gestalten ein

*) Dass hier die Grösse, Neuheit und Einzigartigkeit von Gotthelfs Kunst lag, hatte schon Eduard Fueter, der Berner Medizinprofessor, Freund und Gewährsmann Gotthelfs, auf seine Weise begriffen: « denn die Gabe der Naturzeichnung, besonders im Gebiete des Volkslebens, wird nicht so leicht legiert mit wissenschaftlicher Bildung, mit Menschenkenntnis, mit edlem, frommem Sinn vorgefunden werden. » (An Gotthelf, 18. Dezember 1842.)

ungeheurer Abstand liegt: das Vollmenschliche seiner Figuren – wir denken an die vollendetsten unter ihnen – ist im darstellerisch Konkreten wie im Sittlich-Geistigen auf einen äussersten Punkt getrieben (doch auf die natürlichste Weise der Welt, ohne alle Forcierung) und bedingt einen künstlerischen Ausschlagswinkel von fast verwirrender Weite. Nur wer diesen nachzuerleben vermag, liest Gotthelf, wie er gelesen werden soll.

Bei dieser Polarität handelt es sich nicht um gewissermassen statische Grössen, sondern um eine fruchtbare *Spannung* im Herzen des Dichters selber. Die urtümliche Lust am Hör- und Schaubaren – Gotthelf ist mehr der Hörende als der Hinsehende – und der geistige Wachstumswille treten in schöpferische Beziehung zueinander: werden füreinander Inhalt und Form. Die ungeheure Konkretheit von Gotthelfs Bauernwelt erhält ihr inneres Mass vom geistig-sittlichen, geistig-religiösen Erlebnis her, und dieses hinwieder ist niemals nur blosses Postulat, niemals nur eine in die Luft hinausgesprochene Forderung, sondern erwächst aus plastischer Schau, beruht auf plastischer Schau, auf der Gestalt des *Menschen*, des bäuerlichen Menschen vorab.

Diese innerliche Polarität hat ihre tiefe künstlerische Bedeutung. Denn sie fordert vom Leser, dass er als Einheit – als Einheit in der Spannungszweiheit – erfasse, was im Dichter eine solche Einheit ist. Nur wenn der Leser diese Einheit erfasst, wird er davor bewahrt, die Beziehungs- und Spannungskomponenten zu isolieren und zu verselbständigen. Nur weil man diese Elemente aus ihrer innerlichen Spannung heraushob, konnte man – das « man » war eine sich sehr wichtig nehmende, ja « zünftige » Gotthelf-Kritik – auf den Gedanken verfallen, Gotthelf sei ein Naturalist, sogar der Vater des Naturalismus, oder er sei in allererster Linie der religiöse Künder und priesterliche Prophet. Ein Naturalist, das ist ja ein Mensch, der genau, fast « wissenschaftlich » beschreiben will, für den die Züge und Gebärden um ihrer selbst willen da sind, der die Treue der photographischen Aufnahme haben möchte. Niemals aber ist Gotthelf in solchem Sinne genau, niemals ist er der bewusst Zug um Zug abschildernde Erzähler. Er schaut ja eigentlich wenig hin. Seine Bauernwelt ist in ihm dermassen lebendig, ihren Geist hat er dermassen erfasst, dass er es gar nicht nötig hat, näher hinzuschauen, um die Kulissen zu stellen. Kulissen hat er in seiner Requisitenkammer gar keine: seine Requisiten, das sind Gesichter, Seelen, Geister, lebendige Kreaturen. Nie hat er denn auch wissentlich z. B. einen Kuhstall beschrieben, überhaupt nie ein Bauernhaus im Einzelnen geschildert. Immer nur, wenn die innere Schau es nötig macht, bringt er einen äusserlich beschreibenden Zug an, einen so bezeichnenden, so scharf empfundenen, mit dem Geist des Ganzen so zusammenstimmenden aber, dass man über seinen wahren Ursprung sich vielleicht täuschen kann; im Kunstwerk jedoch darf ein solcher Zug nicht isoliert werden. *)

*) Das Wort Naturalismus hat man bei ihm auch deswegen gebraucht, weil er die natürlichen Dinge bei ihrem natürlichen Namen nennt, was zimperlichen Gemütern zuweilen missfallen mag. Diese Züge gehören aber ganz einfach zum Bauerntum, das heisst zum menschlichen Urwesen, sind das ABC seines Alltags – warum hätte Gotthelf sie übersehen sollen, wenn er sie als zum Bild gehörend erachtete, *erfühlte*, denn gedanklich hat er sich das kaum des genaueren klar gemacht.

Wichtig war ihm zudem nie die Aussenwelt als solche, wichtig war ihm der *Mensch*, der « hochgeborne », der zu göttlichen Zielen bestimmte. Und weil der Mensch, sein Wesen und sein Heil, ihm zuvörderst bedeutsam war, so war auch das Reden und Tun seiner Gestalten ihm bedeutsamer als die jeweilige gegenständliche Umgebung, die er doch so scharf erfasst. Bestürzend in ihrer Echtheit sind vor allem die Reden, die seinen Gestalten aus dem Munde gehen: Reden von einer volkstümlichen Bildhaftigkeit, von einer Originalität des Ausdrucks, die einen immer wieder bewundernd aufhorchen lassen. Wo ist der Epiker, der seine Gestalten mit solch genialer Wucht des träfen Wortes reden lässt? Und doch: welche Stilisierung in diesen Reden! Mit solcher Wucht und solch genauer Fülle redet das einfache Volk doch nicht. Nicht nur dass diese Reden zusammenfassen, was *viele* meinen und sagen; sie sind auch in ihrer inneren Struktur erhöht, verstärkt – eben auf die Ebene der Kunst (und welcher Kunst!) gerückt.

Und hier ist auch ein Wort zur *Sprache* Gotthelfs zu sagen. Die Mischsprache von Hoch- und Berndeutsch, die er sich mit dem ersten Werke schon schuf, ist nichts anderes als das notwendige, geniale Erzeugnis eines hochkünstlerischen Müssens. Seine Sprache auch ist symbolisch für sein Grunderleben. Wer von ihm *nur* Schriftsprache oder *nur* Mundart verlangt (oder ihn in solche umsetzt), der misskennt sein tieferes Künstlerwesen völlig. Weil sein dichterisches Grundgefühl sich mit solcher Ausschliesslichkeit in der bäuerlichen Welt seines Emmentals und Oberaargaus inkarnierte, *musste* er den Gestalten, wollte er ihnen treu bleiben, den Klang belassen, der ihrem Munde und ihrem Ohre der angeborene war; weil dieser Klang aber auch in seinem Werke von weit her kam, nicht nur von der Natur, sondern auch vom Geiste bestimmt war, *musste* er ihn zugleich in einen andern und höhern Klang einspannen. Und so glich er denn sein Berndeutsch dem Hochdeutschen an, stilisierte es, dieses aber wiederum war ganz vom Mundartlichen her gehört, aufgelockert von einer weiten Sprachvergangenheit her: und so entstand denn eine Sprache von unerhörter Einmaligkeit, von unerhörter Symbolfülle. Gerade in dieser Einmaligkeit jedoch spiegelte sie die Einmaligkeit und Besonderheit dieser Kunst.

Die weite Polarität barg auch *Gefahren* in sich. Wenn schon der Leser so viel Mühe hat, die Grundelemente von Gotthelfs Schaffen nicht zu isolieren und dadurch zu vergröbern, wieviel mehr musste der Dichter selber zuweilen versucht sein, der inneren zehrenden Spannung zu entrinnen und im einen oder andern Element gewissermassen etwas auszuruhen. Dem Nur-Stofflichen verfällt so auch er mitunter, am « Chlöpfen » hat er hie und da allzuviel Freude, und es kann auch geschehen, dass er seiner sinnenhaften Urlust allzu ungebunden nachgibt und dass ihm unnötige Derbheiten in die Feder fliessen. Er besitzt unbestreitbar auch eine gewisse « grobianische » Ader. Ein Gemeinsames verbindet ihn in dieser Hinsicht mit den kein Blatt vor den Mund nehmenden Pamphletisten aus dem Reformationszeitalter, einem Thomas Murner etwa, und, vielleicht vermehrt noch, mit dem ostschweizerischen – thurgauischen – Verfasser des « Ring », Heinrich Wittenweiler (um 1400). Nicht umsonst hat eine

dämliche und oberflächliche Kritik mit gelindem Schrekken aus seinen Werken « Schmutzkataloge » aufgestellt. Dieses Grobianische aber ist, vom Ganzen seines Charakters aus gesehen, nur Nebengerank, das Überborden einer sprudelnden, mächtigen und urgesunden Phantasie.

Am andern, am geistigen Pol lauerte auch eine Gefahr auf ihn; denn wenn die dichterische Spannung sich lockerte, so wurde aus dem sittlichen Willen, aus dem erzieherischen Ideal leicht ein abgetrenntes Moralisieren. Man weiss, dass Gotthelf diesem Fehler gern verfällt. Sicher haben seine so häufigen Zwischenreden, seine Abschweifungen mehrere Ursachen – auch unanfechtbare. Seine epischen Bilder sind von solcher Echtheit und von solch innerer Wahrheit, dass eine Verlängerung in den Kommentar des Geschehens sich oft geradezu aufdrängt. Und da Gotthelf ein überragender Menschenkenner war und auch das Belehrende wunderbar diskursiv und anschaulich vorzutragen verstand, so gab er einem solchen scheinbaren Auslegungswink des Erzählten gerne nach. In diesen Fällen haben die Abschweifungen, wenn sie nicht allzu lang sind, auch ihren künstlerischen, ihren « funktionellen » Sinn. Schon weniger unanfechtbar sind sie, wenn Gotthelf, aus seiner volkserzieherischen Absicht heraus, um der sozialethischen Aufklärung willen, Zwischenreden einstreut, die wohl mit dem Text noch verbunden sind, das erlaubte Mass jedoch überschreiten. Zur künstlerischen Abirrung jedoch werden sie, wenn der weltanschaulich-sittliche Drang sich löst von der Einheit des Grundgefühls. In diese Gefahr des Widerdichterischen gerät Gotthelf dann, wenn der polemische Trieb, etwa die politische Leidenschaft, ihn überwältigt, oder wenn das epische Geschehen nach Überschreiten des erzählerischen Zeniths im Werke sich verdünnt und die innere Spannung nachlässt, oder wenn er – auch das scheint vorzukommen – noch Druckseiten benötigt, um einen Band zu füllen. Schreibt er aber, auf *einen* Pol konzentriert, Werke wie die « Armennot » oder das Schützen-Manifest, so haben diese natürlich gattungsmässig einen abhandelnden Charakter (und einen solchen von prächtiger ideeller Eindeutigkeit) – dass auch sie jedoch dichterischen Schwung bekommen, dafür sorgt Gotthelfs eminent bildkräftige und mitreissende Stilphantasie.

Eine weitere, zwar nicht eben häufige Gefahr ergab sich für ihn auch dann, wenn das freie, beziehungsreiche Spiel der beiden Pole seines Dichterinnern durch Zwangsvorstellungen behindert wurde, wenn er (scheint es) unbewusst Selbstgeisselungen vornahm, eine geheime eigene Anlage zu ihrer letzten grausigen Konsequenz hinführend, und so unmenschliche, darum nicht mehr künstlerisch wirkende Gestalten schuf: so im Harzer Hans der gleichnamigen Erzählung und im Wucherer der Novelle « Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken ».

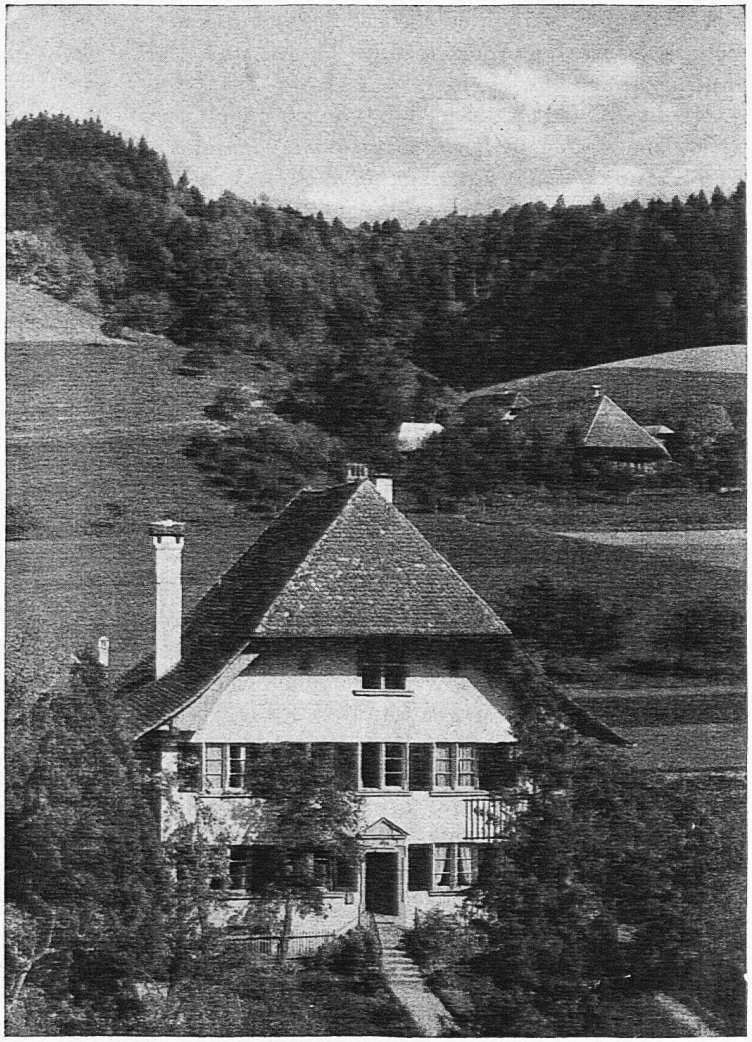
Seiner Sprache auch droht eine Gefahr, denn sie auch ist ja ein unmittelbares Erzeugnis seines Grunderlebnisses. Zwischen Hoch- und Berndeutsch das Gleichgewicht zu wahren, der genialen – unnachahmlichen – Mischsprache völlig treu zu bleiben, musste einem solchen Temperament nicht immer leicht fallen. So geschieht es denn mitunter, dass sich Gotthelf vom mundartlichen Trieb übermannen lässt und seitenlang die Schranke überhaupt aufhebt (so in « Anne Bäbi Jowäger » und in Kalendergeschichten); anderseits war er geneigt (in den Geschichts- und Sagennovellen und den sogenannten Traumvisionen), das Hochdeutsch *zu* hochdeutsch, d. h. zu pathetisch werden zu lassen – der biblische Ton, vor allem der der Psalmen und der Propheten, klang dabei spürbar in ihm nach. Die Folge war hie und da eine gewisse Verstiegenheit, ja Hohlheit des Ausdrucks, dann besonders, wenn er « dichterisch » wirken wollte.

Doch die zu starke Betonung der isolierten Elemente, das ist nur eine zeitweilige Schwäche von Gotthelfs Kunst. Ihr Glanz und ihre unerhörte Neuheit (eine Neuheit, deren er sich nur ahnend bewusst war), das war das *ausgeglichene* Aufgehen des dichterischen Grundgefühls in der Gestalt des bernischen Bauerntums. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich die beiden Elemente verbanden, schenkte den Menschen, die Gotthelf als Dichter erschuf, ein unsagbares Beisichsein. Aus dem engumzirkten Gebiet, das diese Gestalten bevölkerten, wurde ein ewiger Raum. Darum die natürliche Schwere, die Selbstsicherheit der Menschen Gotthelfs, darum die « rätselhafte Nähe » (Baumgartner) nicht nur einzelner, sondern vieler unter ihnen. Sie sind wie dem Alltag entstiegen und atmen doch reine Höhenluft, sie tun Gebärden und sagen Worte, die ganz ihrem bäuerlichen Eigensein angemessen sind, in ihren Augen und Herzen aber wohnt das Allmenschliche. Gotthelf wusste es. « In diesem Buche (heisst es im Vorwort zum « Schulmeister »)

steht nun freilich beschrieben, wie der Schulmeister seinen Rock aparti schlengge; aber noch besser ist der Mensch beschrieben, der auch euch im eigenen Herzen sitzt.»

Die schöpferische Freiheit, die sich Gotthelf durch die Eingestaltung des dichterischen Grundgefühls (Seinsfreude und sittlicher Wille) in der heimatlichen Bäuerlichkeit erwirkt, zeigt sich, wir sagten es schon, in der ausserordentlichen Vielfalt seiner Geschöpfe. Welche Stufenleiter von Charakteren in seinen Büchern! Das sittlich-religiöse Ideal des Hintergrundes macht sie alle irgendwie transparent, doch ist Gotthelfs Lust am Seienden gross genug, um auch denen gerecht zu werden, bei denen das Problem der Heiligung des inneren Menschen keine Rolle spielt. Er umfasst sie alle mit seinem liebenden Sinn. Es ist sogar festzustellen, dass er in späteren Jahren, mit einer gewissen Vorliebe sogar, kauzige, eigensinnige Figuren darstellt, die ein tiefer Geistiges noch kaum berührt zu haben scheint. Ihr Urbild ist der wunderliche Glunggenbauer Joggeli, aus seiner letzten Zeit aber stammen Gestalten wie Barthli der Korber, dieser sauertöpfische Sonderling mit dem stolz und närrisch gehüteten Geheimnis, wie das grotesk-komische Weberlein in «Ein Bild aus dem Übergang 1798» und der kraftprotzige, ungeschlachte, im Grunde gutmütige Michel, der auf Brautschau auszieht, doch auch die des weltunklugen, verschlossenen, misstrauischen, wenn auch braven Schuldenbauers Joggi. Mit welch geheimer Lust zeichnet Gotthelf in frühen Jahren schon die Figur eines Hagelhans, der wie ein heidnischer Flurgott, in mächtiger Gelassenheit durch den Hintergrund der Uli-Geschichte geht! Ihnen allen, auch den primitivsten Geschöpfen, gibt die Bäuerlichkeit einen Schimmer, den sie in einem höheren sozialen Stande nicht besässen. Natur, volle Natur sind sie doch, wenn auch vom Geiste noch nicht erfasste. Sogar für die sinnliche Triebgewalt der Gnepfiwirtin Eisi (im «Geltstag») spürt man bei aller Verwerflichkeit ihres Tuns eine gewisse kaum verhohlene Sympathie des Dichters (und das eben gerade auch macht aus solchen Geschöpfen dichterische Gestalten, denn Indifferenz schafft kein Dichterisches).

Wie herrlich aber, und es geschieht in vielen, wenn ein göttlicher Funke springt und zündet, wenn in bildsamen Herzen das Bewusstsein eines höheren Lebens erwacht, wenn sie, unter vielen Schwierigkeiten und Rückfällen jeweils, doch ihrer himmlischen Bestimmung innewerden und allgemach zu innerer Höhe streben: denken wir an all die Werdenden, an Mias, an Käser, an Uli, an Jakob Esau, an Jakob den Handwerksgesellen. Ihnen und ihrer Welt sind die meisten Romane Gotthelfs gewidmet (den Fallenden nur der «Geltstag», sowie die Erzählung von den fünf Mädchen, die im Branntwein verkommen): das Problem des sittlichen Werdens stand für ihn im Mittelpunkt des darzustellenden Lebens; es ging mit Selbstverständlichkeit aus dem dichterischen Grunderlebnis hervor, das ja Irdisches und Himmlisches zueinander in Beziehung setzte. Diesen Werdenden allen fast stehen Mentoren zur Seite, die in ihr Leben eingreifen und auch nach der Wendung die schirmende Hand über ihnen halten, – in ihnen erscheint eindeutiger noch die sinnenhaft-geistige Bestimmung. Die schönste Gestalt unter diesen Erziehern ist der Bodenbauer Johannes (im «Uli»), der den Keim eines höheren Lebens in Uli senkt, ihm auf seinem neuen Wege beisteht und endlich von ferne wie ein getreuer Schirmherr über seinen Geschicken waltet: ein Vollmensch im besten Sinn des Wortes, gescheit, verständig, bescheiden, gütig, ein Welt- und Menschenkenner, im Hause und in der Öffentlichkeit ein «Mann». Rauher, weil vom Leben nicht verwöhnt, ein Menschenfeind, vor allem das Widerspiel alles Schulmeisterhaften, doch im Bannkreis Mädelis seine Wildheit ablegend, ist der Jäger Wehrdi im «Schulmeister», der an Peter Käser in mehr als einer Hinsicht zum Förderer wird. Zu diesen Mentoren von edler Gesinnung und Menschenkenntnis zählen auch die Pfarrherren von Gytiwil («Schulmeister») und von Gutmütigen («Anne Bäbi Jowäger»): der erste eine würdige, massvolle Gestalt, die die Bauern kennt und ihre Schwächen sogar auszunützen versteht, um notwendige Neuerungen durchzusetzen; der andere eine menschenfreundliche, tief erkennende Natur, gross an Einsicht und an Güte, für die Gemeinde ein Segen,



Das Pfarrhaus in Lützelflüh wo Gotthelf seit 1831 als Vikar, 1832–1854 als Pfarrer amtierte (Blick vom Kirchturm)

für den Neffen Rudi ein Wegleiter zu geistig-religiöserer Lebensauffassung. (Dem eigenen Stand hat Gotthelf aber in andern Gestalten auch einen weniger schmeichelhaften Spiegel vorgehalten: wie täppisch hochmütig der Pfarrer, der den Mias im «Bauernspiegel», und der andere, der den Käser im «Schulmeister» abkanzelt!)

Die Gegenpole eines Hagelhans, eines Johannes (Uli) eines Christen (Geld und Geist), eines Ankenbenz (Zeitgeist und Bernergeist) in einer jüngeren Generation sind die zwei prächtigen Jungbauerngestalten des Felix in der «Käserei» und Reslis in «Geld und Geist»: mehr dem Sein als dem Werden verschrieben, materiell gesichert, von der Frische der Jugend umblüht. Wie verschieden aber sind sie in ihrer ganzen seelischen Veranlagung! Felix, der derbe, gewalttätige, wenn im Grunde auch gutherzige Ammannssohn, der Vater und Mutter an zugriffigem Wesen und an Intelligenz weit überragt: ein brausender Wein, der abgären und in dem Masse zu innerlicher Vertiefung gelangen wird als Änneli, seine künftige Frau, selber wächst, selber erstarkt und auch auf den Gatten einzuwirken vermag. Resli, die jugendlich kräftige, männlich glanzvolle Gestalt, eines braven Vaters und einer noch trefflicheren Mutter Sohn: flink, arbeitsam, gescheit, dabei voll Liebe zu den Eltern, voll Rücksicht zu den Geschwistern, zart und keusch, wo Seelisches auf dem Spiele steht (das Liebesgespräch mit Anne Mareili im Bedli), ein imposanter Geisselherr (die Fahrt mit vier Rossen zum Dorngrüt) – antike Wucht und christlicher Adel vereinigen sich in ihm in vollendeter Natürlichkeit, darum ist bei den schlichtesten Worten und Taten alles Poesie an ihm, d. h. erhöhtes Leben.

Machtvoll harmonisch schlägt sich in einer solchen Gestalt der Bogen des dichterischen Grunderlebnisses von Natur zu Geist, von Sein zu Werden, von Bäuerlichkeit zu Heiligung, vom Aussen zum Innen. Doch sind auf der Männerseite solche feingliedrige Wesen selten. Die Palme der Aufgeschlossenheit zum rechten, zum vollkommenen Leben reicht Gotthelf ohne Zögern der *Frau*. Schon sein Freund, der Pfarrer und Volksdichter G. Kuhn in Burgdorf, hat ihn einen «Frauenlob» genannt, und keine Geringere als Ricarda Huch hat das Wort wieder gebraucht und darauf hingewiesen, dass keiner, auch Goethe nicht ausgenommen, die Frau so hoch über das Irdische erhoben und zugleich mit so festen Füssen auf die Erde gestellt, dass keiner darum so vollendete Frauengestalten geschaffen hat wie Gotthelf. Darf man sich dessen verwundern? Gotthelfs Genius erkannte, dass das Vollmenschliche, so wie es dem zeugenden Grundgefühl entsprach, sich im fraulichen Wesen natürlicher, überzeugender, hinreissender entfalten kann als im Manne. Man weiss, welche überragende Bedeutung in der Entwicklung des inneren Menschen Gotthelf der Familie beimisst, und die Frau und Mutter steht eben im Zentrum der Familie, ihr vor allem ist die Sorge um das leibliche und seelische Wohl der Kinder, ja auch des Gatten, anvertraut: sie ist die Bewahrerin des Hauses, in ihrer Arbeit, ihrer Liebe, ihrem Verantwortungssinn liegt alles tiefere Glück und alles irdische Heil beschlossen – die rechte Bäuerin (und das gilt für jede «rechte» Frau), sagt Gotthelf in «Geld und Geist», ist nicht nur die sichtbare Vorsehung in allen leiblichen Dingen, sondern auch die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen. Der Mann muss, nach des Dichters Wort «hinaus ins feindliche Leben», er steht im Beruf und wohl auch in Funktionen der Öffentlichkeit, er führt in erster Linie den Lebenskampf nach aussen, erscheint darum auch schwankender zuweilen und härter als die Frau, das nahe, wärmende Vollmenschliche stösst bei ihm, eigentlich naturgemäss, auf herbere Schranken. Dass aber Gotthelfs Frauen (seine erwählten Frauen) sich zu solcher Blüte, zu solch seelischer Anmut, zu solch überwältigender innerer Schönheit entfalten, das ist nicht nur die Erfüllung eines fraulichen Lebensgesetzes, sondern, und in erster Reihe, dichterisch begnadete Tat. So wie Gotthelf das Bauerntum im allgemeinen auf *seine* Weise sieht, d. h. das Wirkliche in die Geisttransparenz stellt, so sieht er auch die Frau im besonderen auf seine ganz eigene Art. Woher ihm dieses Auge kam? War sein Blick durch eigene Erlebnisse geschärft? Hatte ihm die Mutter, hatte ihm ein unbestimmbares Ahnenerbe die leitende Erinnerung mitgegeben? Wurden solche Frauenbilder aus seiner Seele geboren, weil sie gewissermassen in ihr waren von Anbeginn? All das mochte mitwirken. *Er* aber stellte, aus seinem schöpferischen Erlebnis heraus, das frauliche Wesen (viele frauliche Wesen) bewusst-unbewusst in die irdisch-himmlische Bindung, senkte ihnen eine wunderbar knospende Innerlichkeit tief in den Seelengrund und sah sie zugleich als schaffende, von ihrer Pflicht erfüllte Wesen in ihrem ländlichen Alltag, gab ihrem Herzen ein unnennbares Ahnen und Wissen von höheren Dingen und ihrem Erdensein das schlichte bäuerliche Kleid. Sie besassen sinnlichen Reiz und Seelenadel, und beides eigentlich unbewusst, sie wuchsen in sich selbst empor nach eingebornem Gesetz, sie waren gewissermassen im Sein von Anfang an, und darum rankten sich an ihnen ihre Kinder, doch auch ihre Gatten empor, die mit so viel weniger Selbstsicherheit des sittlichen Bewusstseins ausgestattet waren: so trägt Mädeli, die Schulmeisterin, ihren Peter Käser empor; so wird Vreneli allgemach zur «glühenden Frau», deren «hohe Gewalt» nicht nur den Uli die Besonnenheit und den unerschütterlichen sittlichen Halt gewinnen lässt, sondern auch aus dem Hagelhans, dem «Bölimann», die Vaterliebe herauslockt; so wird Meyeli, das mit unsäglicher Grazie angetane Sonnenkind, im schimmeligen Jowäger-Hause die lichte Mitte, die ausstrahlt bis ins Pfarrer- und Doktorhaus; und so erfasst ein fast überirdischer Vollendungswille das Liebiwyl-Änneli, als sie die treibende Kraft der Familienversöhnung wird, und späterhin, als schier unübersteigbar die Hindernisse sich um ihres Sohnes Liebe zur Dorngrüttochter türmen. Und wie viele andere Frauen und Mädchen liessen sich nennen, in denen Tüchtigkeit mit Liebe, Frohsinn mit Lebensernst sich paart: vom Anneli des Mias («Bauernspiegel»), das durch sein frühes Opferschicksal noch dem Geliebten Ansporn zum Insichgehen wird, über die Glunggenbäuerin («Uli»), in deren Leben ein Ungelöstes waltet, das sie tapfer erträgt, zu Lisi, der Ankenbäuerin («Zeitgeist und Bernergeist»), die energisch in die Geschicke eingreift, doch auch um die «wundersamen Rätsel» unseres Lebens weiss, und zu Bethi, der Nägelibodenbäuerin («Käserei»), die sichtlich in höhere Aufgaben

hineinwächst; doch inniger noch berühren uns jene fraulichen Gestalten, in denen das Sittliche sich wie ein festliches Gefühl ausbreitet, mitten in der Dürftigkeit sogar: Käthi, die Grossmutter, bei der die Armut sich zur Idylle wandelt, und das Erdbeeri Mareili, dieses Wunder der Seele, das in sinniger Reinheit die schlichteste Wirklichkeit zum Märchen macht. – Wenn man dieser Frauenbilder gedenkt, so begreift man, dass schon in Zuschriften an Gotthelf gewisse seiner Werke (so der « Schulmeister » und « Geld und Geist ») « Andachtsbücher » genannt wurden; sie sind es, denn dem dargestellten Leben selber entsteigt hier ein Seelenduft, der aus dem Göttlichen stammt.

Hat Gotthelf *Kunstmittel*, deren er sich mit Vorliebe bedient? Das scheint nicht der Fall zu sein. Sein grosses Kunstmittel ist identisch mit der schöpferischen Tat, es heisst: lebendige Charaktere schaffen. Ist die Gestalt einmal richtig da, im Verhältnis zu ihren Mitgestalten gesehen und eingesponnen in ihre Umwelt, so findet sie gleichsam von sich aus ihren Weg. Gotthelf sagt es selber: « . . . ist einmal eine Person, eine Figur hingestellt, so will sie sich entwickeln, leben, gibt nicht lugg, und der Schriftsteller muss, er mag wollen oder nicht » (13. Mai 1843). Er machte nie Notizen: « fasste mich das Leben, so hatte es mich ungeteilt » (11. Juli 1844), so lautet sein monumentales Geständnis. Dieses « Ungeteilte » seines Auffassens äussert sich, scheint es, vor allem in zweierlei Weise. Einmal verknüpft er seine Charaktere aufs engste mit ihren *besonderen* Verhältnissen, hebt sie nicht heraus aus ihnen, wie die meisten tun. Sein inneres Bild vom bernischen Bauerntum ist dermassen « voll », dermassen zwingend, dass die Gestalten ihrer Scholle, ihrem Eigenreich untrennbar verbunden sind, auch wenn sie sozial höher steigen: sie behalten das Tiefbäuerliche ihres Wesens (weil es ein so tief Menschliches ist) durch alle ihre Schicksale hindurch. Und diese Verbundenheit mit dem Wirklichen zeigt sich anderseits auch in der Darstellung des *Gemüthaften*. Gotthelf geht allen Schwankungen der Stimmungen nach, so weit diese für das Herausarbeiten des Zentralmotivs belangvoll sind, und zeichnet demgemäss das verschiedene Verhalten des gleichen Menschen in verschiedenen Lagen. Dadurch entsteht eine Charakterdarstellung von grossartiger Wahrhaftigkeit und innerer Dichte. Von Gotthelf gilt denn auch, was Friedrich Hebbel einmal – im ersten Tagebuch – über Goethe im Vergleich zu Schiller sagt: « Schillers Charaktere sind . . . dadurch schön, dass sie gehalten sind, Goethes dagegen, dass sie *nicht* gehalten sind. Schiller zeichnet den Menschen, der in seiner Kraft *abgeschlossen* ist, und nun, wie ein Erz, durch die Verhältnisse erprobt wird . . . Goethe zeichnet die unendlichen Schöpfungen des Augenblicks, die ewigen Modifikationen des Menschen durch jeden Schritt, den er tut: dies ist das Zeichen des Genies. » (Diese Verwandtschaft Gotthelfs mit Goethe ist nicht die einzige. An Reinheit des Menschlichen ist, bei allem Unterschied des Kleides, des Standes und der Sitte, das Liebiwyl-Änneli der Iphigenie ebenbürtig, und Vreneli hat Hauptzüge gemein mit Dorothea. Beiden Dichtern auch eignet die Gabe, Sache und Wort in die grösstmögliche fruchtbare Nähe zu bringen, die Dinge in ihrem lebendigen Zusammenhang zu erfassen. Ihre Werdenden sogar, ein Uli, ein Wilhelm Meister, haben gemeinsame Züge; nur führt Goethe seinen Helden durch verwickelte Pfade, während Gotthelf geradlinig, einfach bleibt, sich die Stationen der Entwicklung vom Charakter selbst und von den Verhältnissen, in denen er lebt, vorschreiben lässt.)

Und so entspringt denn die hohe poetische Spannung völlig immer den Charakteren selber, nie und nimmer einer irgendwie hinzuerfundenen « Handlung ». Den Gestalten entquillt die Handlung, sie *sind* die Handlung, diese ist von ihnen nicht als solche ablösbar. Aus dem « Geist » dieser Werke erblüht die Poesie, weil die Charaktere, in ihrer motivbeherrschten organischen Verschiedenartigkeit sich auswirkend, aufeinanderstossen und aus ihrem Kontrast heraus Szenen, Bilder schaffen, in denen ein wundersames Gemisch von Rührung und Komik, von Ernst und Heiterkeit, wohl auch von Tragik den Leser ergreift; ein Gemisch, in welchem das Leben selbst, zu Mass und Form erhoben, sich spiegelt.

Ein paar Beispiele nur dieser mit Notwendigkeit aus den epischen Prämissen erwachsenden, immer wieder hochpoetischen Verzahnungen und Kontrastierungen, die durch die erwähnte Zeichnung auch der feinsten Stimmungsschwankungen ihre unvergleichliche menschlich-künstlerische Dichte erhalten:

Zu Beginn des « Uli » der Bodenbauer und seine Familie einerseits, Uli anderseits: eine aristokratische Lebenskunst und ein hoher sittlicher Wille im ganzen Gehaben der Familie, und daneben die Unlust, Verwirrtheit und Trotzköpfigkeit des hudelnden Knechtes, und das Zusammenstossen beider Welten in der nächtlichen « Kinderlehre » auf dem Bänklein vor dem Stall; auf anderer Ebene, doch noch gefühlsgeladener und wuchtiger an Poesie, die morgendliche Herbstfahrt Ulis mit der Glunggenbäuerin und mit Vreneli zum Bodenbauer: die Glunggenbäuerin möchte Vermittlerin sein zwischen Uli und Vreneli, denn in deren Verbindung nur ruht des Hauses weiterer Bestand, und jedermann sieht die beiden schmucken jungen Leute als Hochzeiter an; doch der ganze Mädchenstolz und Mädchentrotz flammt in Vreneli auf, hat sich doch Uli nur zu lange mit der faulen und hoffärtigen Tochter Joggelis, Elisi, abgegeben, schmollend wehrt sie sich gegen Ulis und der Base Werbung, bis sie auf der Heimfahrt, von Liebe bezwungen, an Ulis Brust sinkt und in lautes schluchzendes Weinen ausbricht; – und hier auch die Versöhnung und Verklärung beider Welten in der folgenden Morgenfrühe am plätschernden Brunnen, wo Vreneli, Schalk und Liebe mischend, Uli den Bescheid fürs Leben gibt. – Und wie prallen mit dem Einzug Meyelis ins Jowägerhaus die beiden Bezirke, der dunkle, gierige, triebhaft beschränkte Anne Bäbis, und der helle, reine, anmutvoll bescheidene Meyelis aufeinander, in den eingefrornen Jowägergemütern Reaktionen rührender und köstlicher Art auslösend, von denen man nicht weiss, ob sie urkomisch oder urtragisch sind. – Welch prächtige dichterische Kontrastwirkung entspringt dem Besuch Reslis auf dem Dorngrüt, als er als Geisselherr mit schwerer Ladenfuhre dorthin zieht, bei dem in Geiz verhärteten Dorngrütbauern wiederum auf Ehevertragsforderungen stösst, die er, mag auch Anne Mareili an ihm fast verzweifeln, um der Eltern und der Geschwister willen nicht annehmen kann, und zürnenden Stolzes voll, in antiker Wucht, mit den auf dem Dorngrüt wild gewordenen Rossen heimwärts fährt. – Oder im « Schulmeister » jene

unvergessliche Szene, als die Brüder Mädelis und deren Weiber nach dem Tod des Vaters, der in der Schulmeisterfamilie seine letzte Zeit verbracht, bei der Teilung der ärmlichen Hinterlassenschaft die Schulmeisterin des heimlichen Betruges zeihen, bis der Zorn in Mädeli auflodert wie eine Feuersäule und sie, wie eine « zürnende Königin », mit ganz fremder Stimme mitten unter ihnen steht, « mit dem Zepter im Munde und mit der Krone in den Augen », und die Ehrvergessenen zurückweist mit Worten, die wie eine « Kartätschensaat » auf sie niederprasseln. – Ein Gutteil der poetischen Schönheit der « Schwarzen Spinne » beruht auf dem Gegensatz von Rahmen und Bild: der Rahmen mit den wundervoll klaren Szenen eines sonntäglichen Idylls im Tauffest feiernden Bauernhause, und in dieses Idyll hineingelagert die unheimliche, zeitlich enthobene, darum gemilderte Phantastik der Sagenerzählung. – Auch eine andere schöne Novelle Gotthelfs, « Der Oberamtmann und der Amtsrichter », bezieht ihren Reiz vornehmlich aus einer Kontrastwirkung: aus dem Aufeinanderstossen von Bauernstolz und Adelsstolz, zumal aus der einträchtigen Mischung beider Welten, wie sie insonderlich im bäuerlichen Vespermahl unter dem Nussbaum sichtbar wird, doch auch aus der Begegnung der fast zeremonienhaften bäuerlichen Tradition und lebendig frischer Gegenwart.

Gotthelf, sagten wir, ist leicht und schwer zu lesen. Schwer für den, der ihn *ganz* erfassen will, denn er muss selber etwas vom schöpferischen Grundgefühl und dessen Spannung in sich haben, das diese Werke erschuf. Das setzt eine gewisse innere Reife voraus. Hermann Burte beglückwünscht sich einmal mit Recht dazu, spät in Gotthelf eingedrungen zu sein. Unser Berner ist kein eben gefügiger Schulautor – geben wir uns hierüber keinen Illusionen hin. Aber versuchen wir, uns selber vertiefend, unser eigenes Erleben im Konkreten und im Geistig-Sittlichen weitend, ihn tiefer zu begreifen. Und dann wird etwas von der « alten, heiligen Gewalt » auch auf uns übergehen, von der es im « Druiden » heisst, und die Gotthelf, den Dichter, immer neu vor dem Volke erfasst, vor das Volk getrieben: etwas von jener Gewalt, die Himmel und Erde eint, Welten schafft und Welten zerstört.

Abschluss der Gotthelf-Studienwoche in Münchenwiler

Samstag, den 9. Oktober 1954

Prof. Dr. W. Kohlschmidt :

Hochgeehrter Herr Erziehungsdirektor, verehrte Gäste, liebe Kursteilnehmer!

Man ehrt einen Dichter, dem man Ehre zudenkt, kaum auf schönere Weise, als wenn man sich mit einer besondern Offenheit und Energie seinem Werke nähert. Repräsentative Feste mögen die extensivere Wirkung haben. Aber die Bemühung um das Verständnis des Werkes ist schon deshalb die intensivste Form der Ehrung, weil sie die sachlichste ist. Ich nehme an, dass die Einsicht in diese einfache Wahrheit es gewesen ist, die den Bernischen Lehrerverein zur Einberufung dieser Gotthelf-Woche veranlasste. Mit Offenheit und Energie sich dem Werke nähern: das eben war Voraussetzung und Sinn unserer Arbeit; einen Gewinn an Verstehen davonzutragen und schliesslich weiterzugeben: das war ihr ideales Ziel. Wieviel wir davon verwirklicht haben und verwirklichen werden, das können wir heute freilich nicht namhaft machen. Doch können wir uns einige Rechenschaft ablegen, über das, woran wir in diesen selten schönen Tagen in Gemeinsamkeit uns versucht haben.

Woran wir uns versucht haben? Da war von vornherein schon Bescheidenheit geboten. An eine Beschäftigung mit dem ganzen Gotthelfwerk konnte ohnehin nicht gedacht werden. Anderseits war eine Verengung um jeden Preis zu vermeiden, die uns ins Spezialistische abgedrängt hätte; denn hier ging es um ein Bildungs- und nicht um ein Forschungsproblem. Dies durfte man nie aus den Augen verlieren, wenn man des Sinnes der gemeinsamen Arbeit habhaft bleiben wollte.

Es standen demnach nur einige der zentralen Gotthelfwerke zur Diskussion: Von den Novellen « Elsi die seltsame Magd » und « Das Erdbeerimareili », von den grossen Werken der Kern: « Uli », « Geld und Geist » und « Anne Bäbi Jowäger ». Sich hierauf zu beschränken, bedeutete keine Resignation, sondern sachliche Notwendigkeit und Einsicht in die Tatsache, dass ein sinnvolles Sicheinlassen mit einem Dichter immer im Konkreten bleiben heisst. Die Auswahl durfte ferner nicht zufällig sein, so dass etwa beliebig andere Werke hätten dafür ausgetauscht werden können. Sie musste auch eine grösstmögliche Konzentration unserer Bemühungen sicherstellen, und sie hat sich im Verlaufe der Gespräche als eine sinnvolle erwiesen, nicht nur, weil alle diese Schriften Höhepunkte von Gotthelfs Gestaltungskraft darstellen, sondern weil in diesen fünf Werken beispielhaft der Gotthelfsche Mensch in seiner Bedingtheit und in seiner Grösse sich widerspiegelt.

Aber es konnte hier auch um keine ungerechtfertigte Glorifizierung eines Dichters gehen, der gross genug war, um sie sich selber nicht zu wünschen. Wenn also in unserer Auswahl nichts von den schwachen Werken war, sondern nur Dichtungen von hohem Rang, so bieten sich doch auch hier Anhaltspunkte genug, um Grenzen des Gotthelfschen Formvermögens, ja Missgriffe von zum Teil erheblicher Bedeutung zu erkennen, zu diskutieren, was etwa am Ergebnis zu dem, was der Dichter ursprünglich wollte, in Spannung stand.

Und noch ein weiteres hatten wir zu berücksichtigen. Wir waren drei . . . ich möchte absichtlich nicht sagen: Dozenten . . . sondern für das Ganze verantwortliche Mitarbeiter; drei Wissenschaftler, aber auch drei lebendige Menschen, also auch drei Anschauungsweisen, drei Interessenbereiche, drei Temperamente und drei Atmosphären. Diese mussten in den Stand einer fruchtbaren Kommunikation, einer stets echten gegenseitigen Ergänzung treten. Das ist, glaube ich, auch geschehen. Es stand aber nicht von vornherein fest, dass das erreichbar wäre. Man musste also bemüht sein, um keinen Preis zu einem blossen Nebeneinander, sondern um jeden Preis zu einem echten Miteinander zu kommen, so dass die Arbeit vor einem Auseinanderfallen gesichert war. Auch dieses Ziel, die Sicherung vor dem Auseinanderfallen, musste die Auswahl des Interpretationsstoffes mit-

bestimmen, und es hat das insofern auch getan, als die zwei Novellen und die drei grossen Werke nicht nur unter dem Gesichtspunkt ihres eindeutig dichterischen Ranges, sondern auch unter dem Gesichtspunkt getroffen wurde, dass in ihnen das Gotthelfsche Menschenbild auf einzigartige Weise enthalten ist. So war es möglich, ohne dass wir Spezialisten wurden – im Gegenteil, unter steter Bewahrung der grossen Zusammenhänge – einen wesentlichen Aspekt der Interpretation der einzelnen Werke zugrunde zu legen: Die Frage nach dem Wesen des Einzelnen, nach dem, was bei Gotthelf das Ich ausmacht, was das Ich begründet und in sich vollendet.

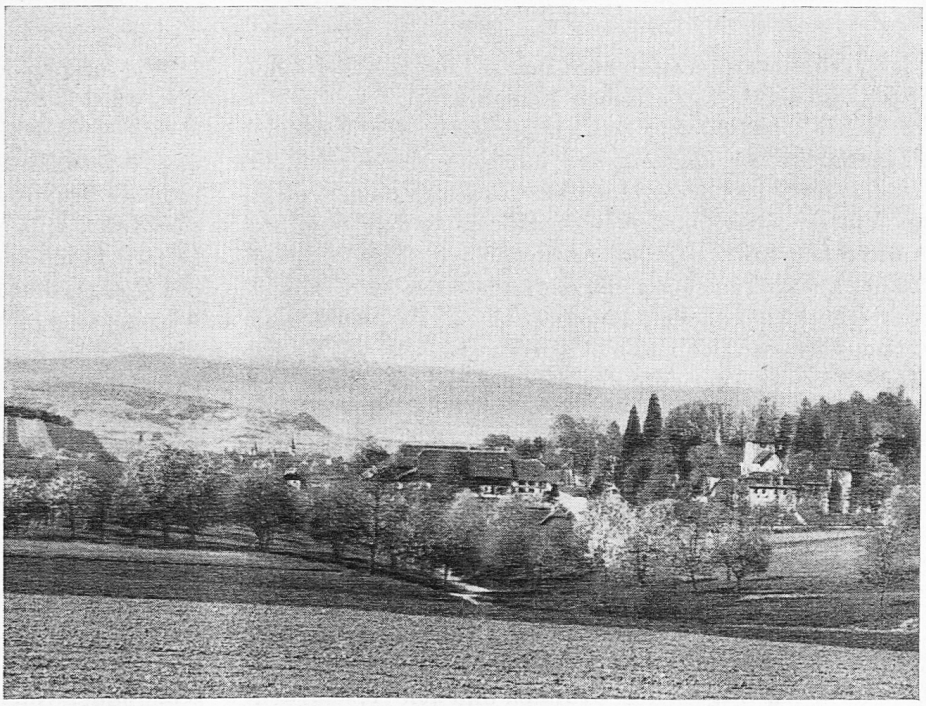
Ich glaube, dass wir damit auf dem richtigen Wege waren: gerade eng genug in der Aufgabenstellung, um stets konkret zu sein; aber nicht so eng, dass wir je das Ganze aus den Augen verlieren konnten. Nur so konnte der Sinn eines solchen Wagnisses gesichert werden, der doch wohl darin liegt, dass in solcher Arbeit jedem der darum Bemühten der Dichter zugleich klarer und in fruchtbarer Weise zugleich auch problematischer wird; so dass er nicht nur in seiner Liebe bestärkt, sondern auch in seiner Besinnung aufmerksamer, wacher und damit dem Stoff überlegener wird und damit fähiger auch zur Mitteilung des neu Erfassten und tiefer Befragten im eigenen Beruf, der für uns alle der des Lehrers ist.

Auf welchen Wegen wir das Ziel zu erreichen strebten, wie wir gearbeitet haben, lassen Sie mich am Schluss dieser Gotthelf-Woche noch einmal kurz vergegenwärtigen. Wir haben folgerichtig, wie ich glaube, sobald es feststand, was jeder der drei Verantwortlichen sich unter seinem Arbeitsbeitrag vorstellte, den Weg einer steten Raumverengung gewählt, einer Einkreisung des Gotthelfschen Menschenbildes durch immer enger werdende Kreise. Stiessen wir auch – um im Bilde zu bleiben – vielleicht nicht ganz zum Mittelpunkt der konzentrischen Kreise vor, so zielten doch alle unsere Anstrengungen immer auf diesen Mittelpunkt hin, und ich glaube, wir sind ihm des öftern auch ziemlich nahe gekommen.

Nun sah diese « Einkreisung » so aus: Der weiteste Kreis wird beschrieben durch das undiskutierte, einfach gehörte und aufgenommene Gotthelfwort, wie es am Anfang dieser Tagung stand und an ihrem Ende steht. Der nächst engere Kreis umschreibt schon einen Wissensraum und liefert Waffen und Maßstäbe für kritische Besinnung, die auf Erkenntnis zielt. Es ist dies der Kreis des Biographischen, der Lebenszeugnisse und der Umwelt Gotthelfs, wie ihn Dr. Juker am ersten Tag auszog, aber nicht *nur* am ersten Tag, der freilich den für die Orientierung notwendigen Stoff lieferte. Doch darüber hinaus wäre unsere Arbeit ein Arbeiten im leeren Raum gewesen, wenn Selbstzeugnisse und Stimmen der Zeitgenossen nicht immer wieder hätten angezogen werden können in den konkreten Diskussionen jedes Tages. Es war ja die echte, gegenseitige Ergänzung, die wir brauchten und suchten, dass wir nicht aus einem Kreis schlechthin in den andern traten, sondern immer zugleich im weitern Kreis verblieben, auch dann, wenn wir uns im engern bewegten. Das gilt demnach auch für den Kreis, auf den wir uns mit dem zweiten und dritten Tag zurückzogen. Mit ihm betraten wir den weitesten Raum des Gotthelfwerkes. Auch hier begann es mit dem eindrücklichen Bild, das Professor Günther von Gotthelfs Dichtertum als Ganzem entwarf, als einer Existenz, die sich in der Spannung zwischen Daseinslust und Heiligungswillen, zwischen Sinnenfreude und Jenseitigkeit bezeugt, so dass er weder als Naturalist noch als religiöser Künder allein gedeutet werden kann.

Gerade aus dieser Spannung ergeben sich auch die sprachlichen Probleme bei Gotthelf, das Nebeneinander von Grobianischem als Zeichen einer sinnlichen Überfülle und einer geistigen Sprachebene als Ausdruck des Heiligungswillens. Beide Seiten können ausarten, der Grobianismus sowohl wie das Moralisieren. Hier liegen die ästhetischen Grenzprobleme bei Gotthelf. Es war die Frage, die uns immer wieder beschäftigte und auf die wir später immer wieder zurückgriffen: wie eigentlich Künstlertum und Priestertum bei Gotthelf sich zueinander verhalten. Zu einer Lösung haben wir es vielleicht nicht gebracht, eher zu einigen einleuchtenden Wahrscheinlichkeiten; aber solche Dinge « löst » man nicht, man stellt sie in Frage.

Auf die Darstellung folgte die Illustration am Werk, die an einer Partie aus dem « Oberamtmann und Amtsrichter » und dem Gegenbeispiel der « Armennot » geboten wurde. Damit war uns der Weg zum Text geöffnet, und das erste Kapitel des « Uli » wurde uns in eingehen-



Blick von Süden her auf Münchenwiler. Rechts das Schloss, das von 1668 bis 1932 der Familie von Graffenried gehörte, links daneben die «Küherscheuer», im Hintergrund der Chasseral, an dessen Nordseite der Graffenriederberg liegt.

(Aus Berner Heimatbuch Nr. 31: K. L. Schmalz, Münchenwiler. Verlag P. Haupt, Bern)

Photo: Dr. R. Marti, Bern

Im Park an der Südseite des Schlosses. Der Gefangenschaftsturm als stolzer Zeuge einstiger Oberherrlichkeit. Hinter dem Teich eine von den drei römischen Säulen, die hier aufgestellt wurden, während zwei weitere im Keller als Stützsäulen Verwendung fanden

(Aus Berner Heimatbuch Nr. 31: K. L. Schmalz, Münchenwiler. Verlag P. Haupt, Bern)
Photo: Martin Hesse, Bern

der Verbalinterpretation zum Beispiel des Gotthelfschen Stils und seiner ästhetischen Eigenart.

Danach traten wir, zeitlich genau in der Mitte der Tagung, in den engsten, den innersten der Kreise ein, in denen wir uns bewegten. Hier wurde nur noch gemeinsam interpretiert, und auch das nur unter dem Gesichtspunkt der Gotthelfschen Anthropologie. Das bedeutet in der Praxis kein Verlassen des künstlerischen Problembereiches, wohl aber ein anderes Schwergewicht nach der Innenseite zu. Denn immer wieder stiessen wir im Gespräch dieser Tage, für das diesmal mir die Hauptverantwortung zufiel, auf die Untrennbarkeit der weltanschaulichen Fragen von denen der künstlerischen Gestaltungskraft. Doch hielten wir hier die Linie bewusst fest, die auf das Wesen des Einzelnen, des Problem-Subjektes, bei Gotthelf hinführt. Wie der Einzelne sich in Zeit und Raum verwirklicht: Das war die Frage, um die wir hier immer wieder kreisten.

Dabei gingen wir aus von den Einsamkeitsnovellen, von « Elsi die seltsame Magd » und vom « Erdbeerimareili ». Wir fragten den Gründen und der Verschiedenheit dieser beiden Formen von menschlichem Selbstsein nach, das sich im Falle Elsis in tragischem Schicksal und angreifbarer Entscheidung erfüllt als Untergang, freilich als ein versöhnender Untergang, während die Einsamkeit im « Erdbeerimareili » auf der Geschlossenheit einer in sich ruhenden innerlichen Welt beruht, für die die andere, die äussere Welt keine ernste Anfechtung bedeutet, auch wo sie ihr dient.

Wir erkannten dann bei der sehr intensiven Auseinandersetzung mit « Geld und Geist » und zuletzt mit « Anne Bäbi Jowäger », dass diese beiden Formen des Selbstseins, wie sie Elsi und Erdbeerimareili darstellen, offenbar konstituierend für Gotthelfs Menschenbild sind. Wir finden die reine Gotteskindschaft Erdbeerimareilis wieder in Meielis Gestalt im Anne Bäbi Jowäger, deren stilles, strahlendes Sein sich bezeugt bis in die Verwirrungen des Romanschlusses hinein, wo es nicht mehr zu überzeugen vermag. Viel von der schönen Instinktsicherheit haftet auch der Gestalt Ännelis in « Geld und Geist » an; doch ist ihrer aktiveren Natur auch die ihr gemässe Form der Anfechtung nicht erspart: die Gefahr, sich selbst zu verlieren in einem entscheidenden Augenblick des Mangels an Wachsamkeit über sich selbst.

Hier wie in « Anne Bäbi » wird zugleich deutlich, dass Gotthelf das von Gott gemeinte Ich nicht als ein selbstgenügsames begreift, sondern dass er es als « Person » sich nur verwirklichen lässt im Du, in der Ehe oder mindestens im Dienste für andere (was auch für « Erdbeerimareili » gelten würde).

Wie furchtbar die Einsamkeit im Augenblick des Verlustes des Du werden kann, zeigt sich an Elsi wie an der sinnbildlichen Isolierung des Paares in Liebiwyl durch das Verstummen des gemeinsamen Gebetes. Es zeigt sich an dem tödlichen Einsamsein, in das Anne Bäbi sich durch seinen Eigensinn und seine Verstocktheit selber wie in einen Abgrund hineinwirft und an dem Raum des Nichts, der um den Dorngrütbauern und seine Welt wie eine Glasglocke liegt. Seine wie Anne Bäbi Jowägers die « Person » bestimmende Schuld ist die Ichsucht, deren furchtbarstes Symptom das frevelhafte Spiel mit dem Leben des Du, des Andern ist (nicht das Doktern ist die Hauptschuld Anne Bäbis). In der Mitte steht ein Ich wie das Jakobli Jowägers, dessen schuldhafte Isolierung nicht in der Aktivität, sondern in der Passivität, in dem Ausweichen vor Entscheidungen liegt, die sich auch den Andern – Frau und Kind – auf das Gewissen laden kann.

Bewegten wir uns hier in dem Kreis der offensichtlich in Schuld, Sühne, Bewährung, Verworfenheit, Schönheit und Unschuld als Ich-Gestalten hervorragenden Menschenbilder Gotthelfs, so konnte schliesslich die Indivi-

dualisierungskunst des Dichters auch an Figuren erörtert werden (wie sie gleichfalls « Anne Bäbi » zur Verfügung stellt), in denen mehr der Zeitgeist als ein Einzelner zu sprechen scheint. Es sind dies Figuren wie der Arzt und der Pfarrer. Interpretiert man sie eingehender, so zeigt sich auch bei Rudi die Unverwechselbarkeit des persönlichen Schicksals, das zu tragischem Scheitern geführt wird nicht wegen des Zeitgeistes, dessen Mund der Arzt auch ist, sondern aus der innern Logik der Person, die eben dieser Zeitgeist nicht erfüllt. Der Pfarrer aber verliert die Eindeutigkeit des Zeitvertreters durch seine innere Gemeinsamkeit mit der Welt des Bruders und des Bruderssohnes, durch seine innere Weite. Nicht er, sondern der Vikar ist es, der das Spruchband des Zeitvertreters gleichsam vor sich her trägt.

Soweit hat uns die Zeit erlaubt, unsere Arbeit vorzuzutreiben, die nicht den Sinn haben konnte, Lösungen zu antizipieren, sondern eigene Lösungen in jedem von uns anzuregen. Was ich Ihnen, verehrte Gäste, und Ihnen, meine Freunde, hier kurz noch einmal umrissen habe, sollte Rechenschaft, nicht Lob sein. Wenn unsere Arbeit einen Sinn gehabt hat, so den, dass jedem von uns entweder klar ist oder dass er es spürt, was wir dabei nicht erreichen konnten. Aber Sie werden den Ton der Dankbarkeit herausgehört haben, dass diese Arbeit, die ein Wagnis war, von Ihnen allen mit überaus sichtbarer Anteilnahme getragen wurde, dass sie so zu einer fruchtbaren werden konnte, dass sie uns ebenso freudigen wie angestrengten Einsatz der Kräfte bedeutete. Ich danke Ihnen allen für diese Anteilnahme und diesen Einsatz der Kräfte. Durch ihn allein wurde es möglich, dass der Dichter, dem wir uns hingaben, uns heller und lebendiger wurde als zuvor.

*

Prof. Dr. W. Günther :

Meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Ich möchte den schönen und umfassenden Worten meines Kollegen nur ein Wort des Wunsches und des Dankes beifügen.

Der Sinn und das Wesen aller kritischen Arbeit lautet nach dem Ausspruch eines bekannten französischen Kritikers und Schriftstellers: « Apprendre à lire » – lesen lehren und lesen lernen. Damit, scheint mir, ist das Ziel umschrieben, das uns während dieser Studienwoche vorschwebte, und ich glaube, dass auch Gotthelf dieses Ziel vollauf gebilligt hätte. Wenn wir es einigermassen erreicht haben, so ist das vor allem der innern Bereitschaft und der Erfahrungswilligkeit zuzuschreiben, mit der Sie, liebe Freunde und Freundinnen, als doch auch Lehrende sich wieder auf die Schulbank gesetzt haben. Wir kamen hierher als eine kleine Gotthelfgemeinde, haben rasch eine Gotthelf-Arbeitsgemeinschaft geschaffen und miteinander, wie ich glaube, recht viel neues Gemeinsames entdeckt und errungen. Mein Wunsch wäre es, dass dieses neue Gemeinsame als Ferment weiterwirken möge im Bernbiet, um der Gotthelfgemeinde neue Glieder zuzuführen, und zwar verstehende Glieder; denn die wahre Gotthelfgemeinde ist, wie schon vor bald 80 Jahren ein Gotthelffreund in Deutschland sagte, eine Gottesgemeinde. Das hebt sie hinaus über andere Gemeinden solcher Art und legt ihr auch eine hohe Verpflichtung auf. Darum möchte ich Ihnen scheidend mit den Worten von vielen Gestalten Gotthelfs zurufen: « Dank heigisch » und « B'sägnis Gott! »

Monsieur le Conseiller d'Etat, nous vous remercions d'avoir bien voulu rendre possible, par votre aide, la Semaine d'Etudes Gotthelfiennes que nous venons de passer dans ce site enchanteur. Je crois que nous avons fait du bon travail, grâce, tout premièrement, à la bonne volonté et à la compréhension de nos « élèves » et amis.

Le cours étant terminé, je ne dirai pas « Le roi est mort, vive le roi! » car le roi n'est pas mort. Les souvenirs que nous emportons seront durables et porteront des fruits.

*

M. Moine, conseiller d'Etat :

Mesdames, Messieurs,

Permettez-moi de m'exprimer ici dans ma langue maternelle, puisque je m'adresse à vous de façon toute spontanée et improvisée.

Je tiens tout d'abord à féliciter le « Bernischer Lehrerverein » et plus particulièrement la cheville ouvrière de votre organisation, le Dr Wyss, d'avoir organisé cette semaine d'étude, de travail, je dirais même de recueillement, en l'honneur de notre grand écrivain bernois, Jérémias Gotthelf.

La Direction de l'instruction publique a eu beaucoup de joie à mettre à votre disposition le château de Münchenwiler, parce que nous nous réjouissons de toutes les initiatives qui sont prises et qui peuvent être prises en faveur des œuvres de culture. « Il est », disait l'écrivain Maurice Barrès, « des lieux prédestinés où souffle l'esprit »; j'espère que vous avez ressenti, tout comme moi, en entrant dans ce lieu, le souffle de l'esprit.

Jamais les hommes n'ont vécu dans des cités fourmilières aussi grandes que celles dans lesquelles nous vivons aujourd'hui, et jamais les hommes n'ont vécu dans une ambiance aussi troublée que dans notre siècle du moteur et de l'électricité. Il est donc compréhensible que, de temps en temps, on ressente le besoin de s'occuper de problèmes au-dessus des conventions d'ordre social ou politique. Il est nécessaire, de temps en temps, que les hommes se réunissent, se regroupent et pensent, dans des lieux qui s'y prêtent, certains problèmes qui méritent d'être non seulement pensés, mais parfois repensés.

Lorsque le Conseil exécutif a mis à notre disposition le château de Münchenwiler, nous ne voulions pas en faire un château en Espagne! Nous avons considéré que c'était véritablement un lieu qui se prête à des réunions d'ordre culturel. Vous avez évoqué, cette semaine, l'esprit de Gotthelf. Il est né à Morat, à quelques kilomètres d'ici, et peut-être les premières impressions de son enfance, tout imprégnées de la beauté et de l'histoire de ce coin de pays, auront-elles contribué à former l'esprit de Gotthelf d'une façon ou d'une autre, aussi petite soit-elle, tel que nous le connaissons.

Mais Münchenwiler doit surtout évoquer en nous deux éléments essentiels: des éléments de culture et des élément de civisme. A quelques kilomètres d'ici se trouvent les ruines de cette antique Aventicum, un des plus grands foyers de civilisation et de culture qui aient marqué notre pays, y laissant des traits indélébiles. Aventicum fut un centre de culture; mais cette culture, aussi grande soit-elle, a disparu, obéissant à des causes et des effets

que les historiens et les philosophes réussissent à établir. De la grandiose culture romaine ne sont restés que des murs et des pierres, des ossements, des épées, des monnaies.

Münchenwiler est situé, d'autre part, à quelques kilomètres du champ de bataille historique de Morat, qui éveille en nous des pensées de civisme. Les Confédérés ont osé, il y a quelques siècles, se lancer dans une aventure, devenue une épopée, et qui a contribué à former d'une façon définitive l'âme et la pensée suisses. Ici même, à la limite de deux langues, à la limite de deux cultures, à la limite de deux confessions, je pense que nous pouvons, en nous inspirant de la « Bodenständigkeit », de la solidité du génie de Gotthelf, être fiers, les uns et les autres, Suisses alémaniques et romands, de notre tempérament propre, de notre culture, de nos différences, qui ne sont pas des obstacles – au contraire! – à notre compréhension réciproque.

Nous sommes fiers de pouvoir contribuer à repenser la Suisse où peuvent vivre des peuples de culture et de langue différentes en préparant une Europe de demain, sur le modèle de notre pays.

Pour terminer, je réitère mes félicitations au Bernischer Lehrerverein pour l'initiative qu'il a prise, ainsi qu'aux organes directeurs et aux professeurs qui ont dirigé les débats. A vous tous, merci pour l'effort que vous avez accompli pendant une semaine. Que l'école bernoise, et par elle notre peuple entier, en profitent!

*

Dr. Karl Wyss:

Sehr geehrter Herr Erziehungsdirektor!
Hochgeschätzte Gäste!
Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Der Staat Bern und der BLV machen es sich zur Aufgabe und Pflicht, dem Bedürfnis der Lehrerschaft nach Weiterbildung in den Jahren und Jahrzehnten der Berufsausübung entgegenzukommen. Die Inspektoren, die Sektionen des Lehrer- und die des Lehrerinnenvereins, die Arbeitslehrerinnen, die Vereinigung für Handarbeit und Schulreform u. a. veranstalten, unterstützt durch namhafte Staatsbeiträge, seit Jahren ihre Kurse, verteilt auf das ganze Kantonsgebiet und manchmal darüber hinausgreifend.

In den letzten Jahren machte sich in der von Rektor Dr. Ryffel geleiteten Pädagogischen Kommission des BLV, im Kantonalvorstand und auch in der kantonalen Kommission für Lehrerfortbildungskurse unter Herrn Seminardirektor Dr. Rutishauser das Bedürfnis nach einer Besinnung auf die allgemeinen Grundlagen der Lehrtätigkeit geltend. Das führte 1953 zu einem ersten Versuche, indem unter Leitung der Professoren Eugen Staiger aus Zürich und Adolf Portmann aus Basel hier in Münchenwiler ein Goethe-Kurs abgehalten wurde. Der gute Erfolg ermunterte zur Fortsetzung. Im Auftrag des Kantonalvorstandes und der Pädagogischen Kommission nahm sich Dr. Kundert der Sache an und traf die Vorbereitungen zur heurigen Gotthelf-Studienwoche. Wir schicken Herrn Kundert weit über Länder und Meere unsern Gruss und Dank für seine Vorarbeit.

Die neuen Kurse sollen nach der Meinung ihrer Befürworter vor allem der Besinnung dienen. Um einen für Erziehung und Unterricht wesentlichen Stoff soll sich eine beschränkte Zahl Lehrerinnen und Lehrer aller Stufen und möglichst aus allen Teilen des Kantons zu gemeinsamer Arbeit sammeln. Unter der Leitung von Sachkennern werden ausgewählte Kernfragen erläutert und im gemeinsamen Gespräch aller Teilnehmer oder einzelner Gruppen weiter untersucht. So ist es auch dieses Jahr gehalten worden. Heute wurde den Gästen und uns Teilnehmern ein Rückblick geboten über diese Kursarbeit. Was sich darüber hinaus für jeden einzelnen ergeben hat, das ist nicht einmal uns selbst voll bewusst; es ist aber nicht daran zu zweifeln, dass es sich auf Jahre hinaus im Unterricht geltend machen wird.

Das Schloss von Westen, aufgenommen aus dem einstigen Schlossgarten – mit dem zerfallenden Treibhaus

(Aus Berner Heimatbuch Nr. 31: K. L. Schmalz, Münchenwiler. Verlag P. Haupt, Bern)
Photo: Dr. R. Marti, Bern

Im Namen der Kursteilnehmer und des BLV entledige ich mich gerne und von Herzen einer schuldigen Dankespflicht, vor allem gegenüber den Herren Prof. Kohlschmidt, Prof. Günther und Dr. Juker. An ihrer überlegenen Führung möchte ich nur die wohltuende und geistige Kräfte entbindende Behutsamkeit hervorheben, mit der sie zu Werke gegangen sind. Gotthelf selbst ist weder mit seinen Pfarrkindern, noch als Schulkommissär mit seinen Schulmeistern, noch mit der hohen Regierung je so rücksichts- und verständnisvoll umgegangen wie die drei Herren mit ihm und mit uns.

Was es heisst, Gotthelf selber in bedeutendsten Partien seiner Werke zu uns sprechen zu hören, haben wir zu Beginn der Arbeit erlebt, als uns Herr Staatsanwalt Bähler aus « Geld und Geist » vorlas. Wir alle freuen uns und sind herzlich dankbar dafür, zum guten Abschluss heute « Elsi die seltsame Magd » hören zu dürfen. Nicht vergessen werden wir auch den Mittwochnachmittag, da uns Herr Dr. Flückiger von Murten aus bester Sachkenntnis heraus den Verlauf der ruhmreichen Schlacht bei Murten schilderte und uns vor das Geburtshaus Gotthelfs führte. Auch ihm danken wir für den schönen Beitrag und für seine heutige Anwesenheit wärmstens.

Zum guten Ende ist es mir eine Freude zu bezeugen, dass alle Kursteilnehmer sich an diesen lieblichen und stillen Ort in den Räumen des neu sich belebenden Schlosses Münchenwiler wohl und geborgen fühlten. Wir danken Ihnen, sehr geehrter Herr Erziehungsdirektor, dass Sie uns mit Ihrem Besuch beehren, und wir bitten Sie, für sich und zuhanden des Regierungsrates unsern herzlichsten Dank entgegenzunehmen für den grossen Beitrag an die Kurskosten und vor allem für die fortschreitende Instandstellung dieses dem schönen Zwecke der Erwachsenenbildung geweihten Staatsbesitztums. Der Volkshochschule Bern, die durch Ihren Sekretär, Herrn Dr. Funk, unter uns vertreten ist, wünschen wir den besten Erfolg für ihre Bestrebungen. Wir danken ihr für die freundlich gebotene und gern genossene Gastfreundschaft.

Nach dem Vorlesen werden wir schweigend und dankbar Gotthelfs und seiner grossen Kunst gedenken. Damit wäre dann der Kurs geschlossen.

Gotthelf

von Hermann Burte

De frogsch und plogsch mi all un wüsstisch gärn
e rächten Alimann? – I cha Di brichte:
Schlof us un nimm der Zyt, no lies die Gschichte
Vom Dichter Gotthelf us em alde Bärn.

Dä brucht e kei Theater härezrichte,
Im volle Läbe stoht sy dolli Ärn,
Doch no der Arbet duet er uf e Stärn
Am Himmel gärn die müede Auge richte.

Grossartig, aber ächt, e Mannsnatur,
E Chrischt, wo daugt in d'Welt un wo sie zwingt,
Sy Menschebild un Ärdeheld: der Buur!

E Seel, wo dief in alli Winkel dringt,
Un findet Gott in jeder Kreatur,
E Meischtergeischt, wo obenuuse schwingt.

Jeremias Gotthelf

Alfred Ruef, Brienz

Motto: « Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Ernte, über das, was ich tue, bin ich verantwortlich, was ich wirke, waltet Gott. » (Zeitgeist und Bernergeist. XIII/133.)

1. Der Dichter

Jeremias Gotthelf gilt heute unbestritten als der grösste Schweizer Dichter im deutschen Sprachraum. Nach seinem Tode bezeichnete ihn schon Gottfried Keller im Jahre 1855:

« ... ohne alle Ausnahme als das grösste epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte ... Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen beschränkten Sinn; aber die Wahrheit ist, dass er ein grosses episches Genie ist ... Die tiefe und grossartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, dass sie an das gebärende und massgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichtung anderer Jahrtausende, erreicht keiner. In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem « Hermann und Dorothea ».

In der « Dichtung der Deutschen » vom Jahre 1932 nennt ihn Paul Fechter: « ... den Grössten, den das Land des Gebirges hervorgebracht hat », und spricht von seiner « riesenhaften Genialität », die selbst von neuen Literaturhistorikern immer noch übersehen werde.

Im Bernbiet hat der schreibende Emmentaler Pfarrherr leider keine solchen Worte gehört. Zu seinen Lebzeiten und ganz besonders in seinen letzten Jahren war Albert Bitzius der bestgehasste Mann im Kanton Bern. Joseph Burkhalter, der gescheite Bauer im Fluhacker bei Niederönz, schrieb ihm 1850, dass er wegen seiner Freundschaft mit Jeremias Gotthelf schlecht angeschrieben sei. In der radikalen Presse wurde er immer wieder im Dreck herumgezerrt und im satirischen « Guckkasten » verhöhnt. Jakob Stämpfli nannte ihn « einen politischen Gauner und Betrüger ». Die Regierung drohte ihm bereits im August 1844 mit der Entlassung aus dem Amt und ein Jahr später wurde er als Schulkommissär, der sich zehn Jahre lang unermüdlich und schonungslos für eine bessere Unterrichtsgestaltung eingesetzt hatte, brüsk verabschiedet. Die damalige « Bernerzeitung » brachte die Nachricht vom Ableben des wohl grössten Sohnes, der über Berner Boden gegangen ist, mit einem einzigen Satz:

« Man soll von Toten nur Gutes sagen, – lasst uns schweigen. »

Der « Patriot » gab am 25. Oktober 1854 die Todesnachricht bekannt mit den uns wirklich unverständlichen Worten:

« In Lützelflüh ist unser berüchtigter Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius) gestorben. Friede dem Unfrieden. »

Albert Bitzius hat diesen Hass gekannt. In der kleinen Erzählung: « Doktor Dorbach, der Wühler », sagt er selber, wer ein freies Wort wage, werde ... « angedonnert, durchblitzt mit souveräner Verachtung, moralisch

totgeschlagen. Es wäre ihm besser, er wäre in die Hände eines türkischen Paschas oder eines alten Landvogts gefallen, als in die Klauen eines neumödischen Herrgöttleins.» (XX/12)

Es mag dem schöpferischen Dichter und staatspolitischen Mahner nicht immer leicht gewesen sein, diese verbissene Feindschaft und Ablehnung zu ertragen. So treuherzig er auch seine erste Dichtergabe in der Vorrede zum «Bauernspiegel» anbietet, klingt doch gleichzeitig ein Wissen um spätere Anfeindung durch:

«Treuherzig bringe ich euch, liebe Bauersleute, meine Gabe, und treuherzig will ich bleiben, mag man mich auch misskennen und schmähen, oder verspotten und auslachen.» (I/379)

Freilich zeigte dieser scheinbar so gutmütige Dichterpfarrer bald genug seine Löwenpranke und setzte seine Hiebe ohne Ansehen der Person nach oben und unten. Albert Bitzius war ein scharfer und lebendiger Beobachter des Zeitgeschehens und was ihm die Gedanken belebte, das fuhr «ungsinnet und unwillkürlich zu Maul und Feder aus», wie er seinem Freunde Fröhlich in einem Brief vom 31. Januar 1848 gesteht.

Seinem Studienfreunde in Göttingen, Maurer-von Constant, bekennt er:

«... Ich wollte nichts werden, strebte keine sogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu schaffen vorlegte, das arbeitete ich frisch vorweg, und fragte nicht: Was trägt es ein?, oder: Was sagt die Welt?

Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmütige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde ...» (IX/286 E. B.)

Alle Dichtung ist ein Gleichnis. Und weil Gotthelf in seinem Dichterspiegel die Schwächen des menschlichen Herzens in ungeschminkter Wahrheit zeichnete, mieden ihn seine Zeitgenossen und hassten ihn seine politischen Gegner. Darum sucht er sein Schreiben immer wieder vor seinen Freunden zu rechtfertigen und darum ist sein Briefwechsel eine unerschöpfliche Fundgrube zur Erklärung seines dichterischen Schaffens. Besonders aufschlussreich ist sein Bekenntnisbrief an seinen oben erwähnten Göttinger Studienfreund vom Frühjahr 1845, wo er seine Schriftstellerei als seine Dornenkrone bezeichnet:

«Dein freundliches Lebenszeichen klang mir fast wie ein Gruss aus einer andern Welt. Wohl blüht noch immer die liebe Göttinger Zeit als schöner Frühling mir im Herzen, aber dreiundzwanzig Jahre lang hörte ich deine Stimme nicht ... sie kam mir daher zuerst vor, als wehe sie mich an direkt von Göttingen her, wo ich noch oft im Traume bin.

Um so freudiger empfieng ich den Gruss, er war mir eine Blume in die Dornenkronen der Schriftstellerei.

Sie zieht einem so manches harte Wort zu, man wird missverstanden, wo man es am besten gemeint, wird mit Füssen getreten, wenn man der Wahrheit am treuesten bleibt. Aber sie macht doch auch wieder Eroberungen, weckt alte Freunde wieder, bringt Zeugnisse herbei, dass, während man an harten Urteilen kaut, anderwärts in Liebe unser gedacht wurde. Indessen sollen dies nicht Klagen sein eines beschwerten Gemütes, denn, Gott Lob! habe ich ein solches nicht, und wenn ich schon scharf empfinde, so verwinde ich doch das Harte, Trübe ziemlich schnell. Wahrscheinlich bin ich ein Anderer als du mich denkst, und bin doch ganz so, wie ich in meinen Schriften mich gebe ... Ich gehöre unter die glücklichen oder unglücklichen Naturen, welche unbekümmert und sorglos leben in Beziehung auf ihre äussere Stellung, die das Leben, so weit es ihre Person berührt, heiter nehmen und mutig verarbeiten, so gut als möglich ... Dagegen lag mir die ganze Welt am Herzen, wo ich helfen konnte, stund ich ein, wo ich Ungerechtigkeit sah, stellte es mir die Haare zu Berge, wo ich Dummheit sah, unter welcher andere litten, geisselte ich sie, trieb mich fast keck und übermütig, lustig und heiter, doch oft zornig und wild, in den engen Kreisen herum, in welche ich gebannt war.

Begreiflich machte ich mich dabei lästig, lächerlich, galt für unbescheiden, für einen Menschen, dem nichts recht sei. Ich nahm das fröhlich hin; denn des aufrichtigen Triebes, der nichts für sich wollte, halt nichts anders konnte, dabei freilich oft die Form verletzte, war ich mir bewusst ...

Ich führe ein Doppelleben, ein heiteres Privatleben, und doch so oft ein gram- und zornerfülltes, wenn die öffentliche Schlechtigkeit und Faulheit mir unter die Augen kommt. Das kann ich noch immer nicht verwinden, muss drein reden, habe schon mehrere Male das Abgesetztwerden riskiert.

Dann wechselt aber auch mit dem Zorn die Wehmut, das tiefe Leiden über alles Leiden in der Welt ...» (Briefe. E. B. IX/285–286)

Jeremias Gotthelf ist Dichter aus Berufung. Er hat in seinem Herzen die Leiden seiner Zeit durchgelitten. Am Anfang aller seiner Werke steht eine Not.

«Ich habe das Verdingwesen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal fast Blut geschwitzt darüber.» (XV/137)

Nicht zufällig gestaltet er in seiner ersten Erzählung die bitteren Schicksale des Verdingbuben Miasli und steigt hinunter in die Bezirke der Armut, des Elendes und der Lieblosigkeit. Gotthelfs Herz gehört bis zum letzten Schlage in erbarmender Liebe den Armen, Geringen und Verschupften. Und wenn er diese dunklen Seiten des menschlichen Lebens aufblättert, so tut er es nicht zum Spott, sondern zur Weisheit der Menschen. Dieses Ziel hat er bereits in der Vorrede zur ersten Auflage des «Bauernspiegels» klar festgehalten und ist ihm bis zur letzten Zeile seiner grossartigen Dichtung treu geblieben:

«Mein Spiegel zeigt euch die Schatt- und nicht die Sonnseite des Lebens, zeigt also, was man gewöhnlich nicht sieht, nicht sehen will. Er zeigt euch dieses nicht zum Spott, sondern zur Weisheit.» (I/378)

Albert Bitzius lebte als evangelischer Pfarrer in Lützelflüh, mitten im Herzen des Emmentals. Er ist der Künder und Schilderer des erdverbundenen Bauers. Als Pfarrerskind in Utzenstorf aufgewachsen, hat er Leiden und Freuden der Dorfbuben geteilt und darum erstund auch das Bild seines Volkes so treu und wahr in seinem Herzen. Und so sehr auch dieser Bauerndichter mit dem Hügelland der Emme verbunden ist, springt er doch mit dem ersten Satz seiner Dichtung über jede Begrenzung von Raum und Zeit hinweg:

« Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählt nach Christus. » (I/7)

Wo ist die Gemeinde Unverstand und in welchem Jahre spielt sich diese Erzählung ab ? Gotthelfs dichterische Gleichnisse sind Wahrheiten für die ganze Menschheit. Dieser Priester-Dichter suchte nicht klingenden Lohn, nicht schriftstellerischen Ruhm, sondern er wollte in dienender Liebe dem menschlichen Herzen helfen:

« . . . besonders darum, dass der Mensch Weisheit lerne und in der Demut bleibe ! » (XII/367)

2. Das Menschenherz und seine Bestimmung

So sehr auch Jeremias Gotthelf dem Bernerland verhaftet bleibt, ist doch das Menschenherz seine innerste Heimat. Und vor diesem Wunder des Schöpfers steht er Zeit seines Lebens wie vor dem grössten Geheimnis und Rätsel:

« Ein Geheimnis ist der Meeresgrund, geheimnisvoller als der Meeresspiegel ist der Seele Grund, nur was spielt und sich spiegelt auf der Oberfläche, wird dem Menschen kund. » (Harzer Hannes. XIX/271)

« Sie sind wunderbar und unerklärlich, die Zustände unserer Seele, unerklärlich und wunderbar fast wie die Ratschläge Gottes. » (Jakob. IX/209)

« Da innen, da ist's wunderlich und in des Gehirnes Klüften drang noch keine menschliche Wissenschaft, da innen ist es dunkel, da innen liegen die heiligen Rätsel des Menschen. » (Schuldenbauer. XIV/333)

Und gerade der Dichter hat die schwere Aufgabe, Künder und Deuter des menschlichen Herzens zu sein. Wenn Politik, Sprachen, Konfessionen, Berufe und soziale Standesunterschiede die Menschen noch so sehr trennen, so anerkennt der Dichter doch nur ein Menschenherz:

« Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene; aber nur ein Menschenherz, in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Leiden und Freuden empfänglich. » (Bauernspiegel. I/177)

Auf diesem Grundakkord im « Bauernspiegel » spielt Gotthelf seine dichterische Leier. Der Mensch ist für ihn eine Schöpfung Gottes, und es kommt nicht auf Reichtum und Ehre an, sondern auf die Gesinnung des Herzens. Wie vor Gott alle Menschen gleich sind, so macht auch der republikanische Dichter Gotthelf keinen Unterschied und lässt sich nie beeindrucken von Reichtum, weltlicher Macht und Grösse. Recht und Gerechtigkeit stehen über allen Menschen. Das Leben und die Gaben sind Geschenke Gottes. Über ihre Verwendung muss der Mensch einmal Rechenschaft ablegen vor dem höchsten Richter:

« Das Leben ist der Einsatz, den ich von Gott erhalten, den Himmel mit ihm zu gewinnen. » (Anne Bäbi. VI/154)

Und gerade in ihrem Streben sind die Menschenherzen so verschieden und unberechenbar:

« Es ist mit den Herzen wie mit jedem Grund und Boden: auf dessen Beschaffenheit kommt es an, wie es widerklingt, wenn man was darauf wirft. Ganz anders tönt ein Silberstück auf harter Platte als auf Lehmboden oder in einer wüsten Pfütze. An das denkt man selten, und wenn man schon daran dächte, verstünde man es doch nicht, denn, was man am wenigsten begreift auf Erden, das ist der Mensch, daher kein Wunder, dass man alles zu behandeln versteht, nur den Menschen nicht. » (Schuldenbauer. XIV/226)

Jedes Menschenkind ist für Gotthelf eine Neuschöpfung, geschaffen zum Ebenbilde Gottes. Nun aber ist der Mensch vertrieben aus dem Paradiese durch die List des Satans und steht unbarmherzig im Kampfe zwischen Gut und Böse. Für den Dichterpfarrer Gotthelf ist nicht nur Gott eine Wirklichkeit, sondern auch der Teufel. Ständig ist das Menschenherz inneren und äusseren Versuchungen ausgesetzt. Und wie der Apostel Paulus im ersten Korintherbrief (1. Kor. 2, 14 und 15, 46–47) unterscheidet Gotthelf scharf zwischen dem natürlichen und geistlichen Herz. Das natürliche Menschenherz ist der Welt mit all seiner Herrlichkeit verfallen und verstrickt sich in Geldgier, Machtsucht, Hochmut und Leidenschaft. Diese Menschen kennzeichnen sich durch niedere Gesinnung, Trägheit, rücksichtslose Selbstsucht und lügnerisches Wesen. Ihr Trachten geht nur nach der Sättigung ihrer niederen Triebe und sie versinken rettungslos in der « Barbarei des Tiertums », wie es Gotthelf nennt. Naturgemäss heisst in diesem Sinne tiergemäss. In erschütternden Bildern lässt Gotthelf solche Menschenherzen erbarmungslos zu Grunde gehen im Alkohol, in Geiz, Herrschsucht und massloser Überhebung. Nüchtern und schonungslos deckt dieser Jeremia die Abgründe des natürlichen Menschenherzens auf:

« Es ist aber eine merkwürdige Sache um das Menschenherz und sehr merkwürdig in demselben zu sehen für den, der Augen dazu hat, wie sich in ihm Eigennutz, Menschenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei, Schmeichelei zu einem grausen Knäuel geballt, herumbalgen und bald das eine, bald das andere Ungetüm obsiegt. » (Bauernspiegel. I/265)

In frevelhafter Überhebung macht sich der Mensch selber zum Mass aller Dinge und verfällt restloser Willkür:

« Denn merket wohl, auf Erden gibt es nur zwei Rechte: Erstlich das Recht Gottes, zweitens das Recht des Stärkeren. Alles andere ist Larifari und eitel Geschwätz. » (Jakobs Wanderungen. IX/253)

In der untergründigen Erzählung: « Die Schwarze Spinne » wird die Lindauerin schliesslich selber zur Teufelsspinne:

« . . . schrumpft mit entsetzlichem Zischen zusammen wie Wolle im Feuer, wie Kalch im Wasser, schrumpft zischend, flammensprühend zusammen bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesicht; schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstrotzend, trotzig mitten auf dem Kinde und sprüht aus ihren Augen zornig Blitze dem Priester entgegen. » (XVII/65)

Für Gotthelf ist der Mensch nicht von Natur her gut:

« Der Mensch ist doch im Grunde ein schwaches Geschöpf. » (Bauernspiegel I/297)

« Wir sind, ernstlich betrachtet, allzumal arme Teufel, dumme Tröpfe, niemand ausgenommen, selbst Schulmeister und Professoren nicht. » (Käserei. XII/93)

« Wir gehören nicht zu den Narren, welche den Menschen anerkennen als ein rein Tugendbild, einen Tugend-

helden von Natur, der rein tugendhaft sei aus innerem Triebe. Wir erkennen den Menschen als ein schwach Gebilde, dem hundertfältig unter die Arme gegriffen werden muss.» (Käthi, die Grossmutter. X/61)

Aus dieser Verlorenheit und Schwäche kann nur die Geburt des geistigen Menschen retten. Diese Läuterung zum Ebenbild Gottes ist wesentlich die Aufgabe der Bildung. Darum wird Gotthelf zum leidenschaftlichen Erzieher von innen her. Alle seine Erzählungen sind langsame Läuterungs- und Entwicklungsgeschichten, umfassende, tiefgründige Bildungsromane. Heinrich Pestalozzi, den er anlässlich der Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1826 in Langenthal noch persönlich kennen lernte, ist der einzige Geist, zu dem sich Jeremias Gotthelf vorbehaltlos bekennt. Mit ihm kann er sagen: Der Anfang und das Ende aller meiner Politik heisst Erziehung! Schon als zwanzigjähriger Theologiestudent schrieb Albert Bitzius seinem Freund und späteren ersten Biographen Carl Manuel (dem letzten männlichen Nachkommen des Malers, Reformators und Dichters Niklaus Manuel aus der Reformationszeit):

« Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein.»

Bildung ist bei Gotthelf wesentlich Verwirklichung des Guten, ohne irgendwie den Sinn einer Selbsterlösung zu bekommen. Für den evangelischen Pfarrer bleiben die Evangelien die Grundlage seines christlichen Glaubens und damit Jesus Christus Eckstein und Erlösung. Gottes Gnade aber beschenkt auch den Menschen mit Kräften und Gaben, die er anzuwenden und einzusetzen hat:

« Mein Glaube ist der, dass Gott nichts tut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, dass ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewissheit haben zu wollen, richte ich damit das Erstrebte aus oder nicht, sondern in aller Demut Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Ernte, über das, was ich tue, bin ich verantwortlich, was ich wirke, waltet Gott.» (Zeitgeist und Bernergeist. XV/133)

Wie im Gleichnis von den Talenten, soll der Mensch seine gottgeschenkten Gaben einsetzen:

« Gott hilft da nicht, wo er Kräfte gegeben hat, sich selbst zu helfen, und gibt zur menschlichen Hilfe nur da den Segen, wo sie dem Unvermögen nachhilft.» (Käthi, die Grossmutter. X/119)

« Man muss nicht vergessen, dass die Ungläubigen nie aussterben werden, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge als eine Naturnotwendigkeit ansehen und nicht als ein Produkt der sämtlichen freien Handlungen der freien Menschheit, – die daher glauben, die Änderung dieses Zustandes müsse man der Natur, dem Schicksal, oder wie sie sich ausdrücken, überlassen, daran etwas zu ändern solle der Mensch nicht versuchen.» (Armennot. XV/173)

Leben ist für Gotthelf Bewegung und Kampf. Die Arbeit ist von Gott verordnet und der Einsatz der eigenen Kraft ist nichts anderes als eine Gehorsamspflicht. Arbeit ist eine Folge des Glaubens und eine der wesentlichen Voraussetzungen sittlich-religiöser Erneuerung. Wo Gotthelf tüchtige Menschen schildert, sind es bestimmt immer grosse Arbeiter. Darum beschwört er die Menschen geradezu, an ihre Kräfte zu glauben:

« Ja, glaubt an eure Arme, an euren Boden, an alle euch an die Hand reichlich gegebenen Mittel, so wird Gott euch helfen . . .

Denn erst, wenn in den einzelnen Gliedern, aus denen Gemeinde und Staat bestehen, der Glaube an die Möglichkeit, an die Notwendigkeit der eigenen Besserung aufgegangen und tätig geworden ist, vermögen sie in Gemeinde und Staat wirklich zu bessern. Tragen sie aber diesen Glauben nicht in ihnen, so gäbe ich keinen Blutzger für ihr Tun und kein flatterndes Baumblatt für all ihre Reden, höchstens sind sie klingende Schellen und all ihr Treiben Dunst und Nebel.» (Kalendergeschichten. XXIII/19–21)

Für den Durchbruch zum geistigen Menschenherzen braucht es aber noch mehr, als irdische Tüchtigkeit. Die « Helden» Gotthelfs sind anfänglich unbehauene, widerspenstige Klötze, die immer wieder bittere Erfahrungen machen, aber wenig oder nichts daraus lernen. Und wenn menschliche Kraft nicht ausreicht, den Eigensinn und Selbstdünkel zu brechen, so greift Gott selber ein mit Hagelschlag, Erdäpfelkrankheit oder dem Tode eines Kindes. Ohne Einsicht in die eigenen Fehler, ohne Busse und Demut gibt es bei Gotthelf keine Läuterung:

« Wird der natürliche Mensch in Schmerzen geboren, wird es der geistliche Mensch noch viel mehr, und wie man seines leiblichen Lebens sich wehrt, wehrt man sich seines geistigen Lebens noch viel mehr.» . . .

« Denn dies ist eben die Ordnung Gottes, dass der Sünder durch Weh zum Wohl geführt wird, dass Züchtigungen wirken friedsame Früchte der Gerechtigkeit, dass, wer sich nicht bekehrt, untergeht . . . Wer aber an ein ewiges Leben glaubt, weiss, dass man sich hier läutern, dass man kämpfen muss und seine Kräfte schärfen, um jenseits die Vollendung zu erlangen; sie begreifen die Ordnung Gottes und beten die Weisheit an, welche sie geschaffen.» (Jakob. IX/223)

Eigentliche Bekehrungsgeschichten aber schreibt Gotthelf trotzdem keine einzige. Zur « Stündelisprache», wie er an Burkhalter schreibt, ist er nie gekommen. Seine Läuterungsprozesse erfolgen sehr langsam:

« . . . denn der Seele Reinigung ist ein langsam Werk.» (Schulmeister. II/76)

« Durch eine besondere Güte Gottes wird das, was wir tun in den meisten Fällen gar langsam in uns vorbereitet.» (Schulmeister. III/47)

Die Erziehungsaufgabe ist zwischen Geburt und Tod nie fertig. Wie das Meer ist Leben Bewegung und Wandlung:

« Denn Stillstand ist nirgends, sondern fortwährender Wandel der Dinge und darum Verwandlung von allem.» (Armennot. XV/95)

Und seinem Bauernfreund Burkhalter in Niederönz schreibt Gotthelf am 27. Oktober 1840:

« Wir Menschen alle, Prediger und Laien, sind ein Werdendes und wo Leben ist, da ist ein Werden bis zum Tode.»

Aus diesem Grunde ist das ganze Leben der richtige Bildungsmeister:

« Die Bildung steht nie still, wird alle Tage neu. Das Menschenkind wird alle Tage gebildet, es schwebt in einem ununterbrochenen Fortbildungskurse. Das Leben ist der von Gott geordnete Fortbildungskurs. » (Geltstag. VIII/62)

Leben und Tod, Diesseits und Jenseits stehen bei Jeremias Gotthelf unter einer umfassenden Zielsetzung. Gott ist der Schöpfer aller Dinge und der Mensch ist zu seinem Ebenbilde geschaffen. Darum soll alles Leben zur Ehre Gottes dienen. Das Diesseits ist nur ein Durchgang zum Jenseits, – alles irdische Leben ist eine Vorbereitung zum ewigen Leben und bleibt immer Stückwerk. Bildung ist ein Reifen zwischen Geburt und Tod. Frömmigkeit und Bildung sind völlig gleichbedeutend und nie fertig:

« Das Höchste, was in des Menschen innere Welt treten kann, ist Gott; das Höchste, was der Mensch darstellen kann, ist Gott, zu der Kunst sind alle berufen, unseres Gottes Ebenbild aus uns treten zu lassen ins Leben hinein, das ist die höchste Kunst.

Uns selbst sollen wir darstellen als eine Schöpfung, die über alle andere Schöpfung geht, die auch nicht untergeht, sondern ins andere Leben übergeht; das ist unser Beruf, zu dem wir durch Christus berufen sind. » (Armennot. XV/160)

Der christliche Glaube ist bei Jeremias Gotthelf der Sauerteig, der das ganze Leben durchdringt. Die Frömmigkeit seiner dichterischen Gestalten bewährt sich im Alltag, weil seine vorbildlichen Männer und Frauen wissen:

« Das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden. » (Uli, der Knecht. IV/381)

Glaube ohne Bewährung im Werktagskleide ist für Gotthelf Heuchelei, und nichts verurteilt dieser Pfarrerdichter schärfer und unerbittlicher als die fromme Heuchelei. Christlicher Glaube besteht nicht vor allem in Worten, sondern in der Kraft des Alltages:

« Schön predigen ist nicht schwer und viel glauben auch nicht, aber den Glauben zum Leben werden zu lassen und die Predigt zu einer Brücke vom alten Wort ins junge Leben, das ist schwer. » (Geld und Geist. VII/239)

In Gotthelfs Dichtung ist der christliche Glaube wirklich das Salz der Erde und das Licht der Welt. Glaubenslose Menschen sind bei Gotthelf verlorene Menschen. In seinen Erzählungen gibt es nur eine Tragik: Die Gottlosigkeit:

« Mein Gott, wie muss es in einem Herzen aussehen, in welches das Licht von oben nicht scheint?

Da muss es ja sein, wie es war, als der Geist Gottes noch nicht über den Wassern schwebte, als die Sonne noch nicht am Himmel stand. Da ist keine Kraft in der Schwachheit, kein Trost in der Not, keine Hoffnung im Tod, keine rechte Liebe, kein Mut, für die Zukunft zu leben. Da ist nur ein Leben von einem Tag zum andern, jeder ist sich der Nächste, und kein Gott ist da, an den man denkt, den man fürchtet, dem man Rechenschaft zu geben hat. Das ist ja das Leben des Tieres im Walde, das ja auch bloss lebt für Essen und Trinken . . .

Und wie müsste das aussehen in den Familien, den Häusern?

Da könnte ja die rechte Liebe auch nicht mehr sein, denn jeder dächte nur an sich selbst . . . Und wo keine Liebe ist, da ist ein gegenseitiges Verzehren, da ist kein Bestand der Familien, da sind die ärgsten Feinde die eigenen Hausgenossen. Denn da ist keine Überwindung seiner selbst, kein Ablegen seiner Fehler, keine Geduld, keine Sanftmut, kein Absterben der Sünde um des ewigen Lebens willen . . . Da ist ja der Mensch dumm, wenn er sich irgendwie anstrengt oder überwindet, denn was hilft das alles? Heute oder morgen stirbt man, ist und bleibt dann tot.

Das würde bald sauber aussehen im Leben, unter den Menschen überhaupt. Da würde man erst sehen, dass all die Bildung und Aufklärung gar nichts ist, gar nichts als der Anstrich über ein Grab voll Moder und Totengebein, – dass sie ohne Glauben nichts ist als das Mittel, ein um so grösserer Spitzbube zu werden, ein guter Beistand, den Nächsten mit Listen und unter Schein Rechtens um all seine Sachen zu bringen. » (Zeitgeist und Bernergeist. XIII/204–205)

Es ist Gotthelfs felsenfester Glaube, dass ohne Religion nicht nur der einzelne untergeht, sondern die Völker sich auflösen und in dieser Zersetzung für die ganze Menschheit das Ende da wäre. Wo Gott abgesetzt wird, geht die Ehrfurcht verloren und wo der Mensch sich zum Masse aller Dinge aufwirft und die menschliche Vernunft sich an die Stelle Gottes setzt, sind die Dämme gebrochen, die gegen dämonische Überflutung wehren. Ohne Gottesfurcht und ohne christlichen Glauben gibt es für Gotthelf weder einen echten Fortschritt noch die Möglichkeit der Bildung:

« Fasst man den ganzen Menschen ins Auge, . . . so kann keine wahre Bildung dem Christentum entwachsen; sie ist ja eben eine Blume desselben. Jeder Kraft weist sie ihre Stelle an, hat Freude am Verstand, wenn er tiefer und tiefer die Natur ergründen will, heisst ihn aber schweigen, wenn der gleiche Verstand sich an Gott wagt und ihn konstruieren will.

Das Christentum allein bedingt den wahren Fortschritt, denn es will ja die Vervollkommnung jedes einzelnen Menschen ohne Unterschied, und zwar auf einem Wege, der allen offen ist.

Das Christentum allein heiligt die Staatsform und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet die Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den obersten Grundsatz: Was du willst, das dir die andern tun, das tue du auch ihnen. » (Zeitgeist und Bernergeist. XIII/141)

Der Priesterdichter Gotthelf bezeichnet sogar: « . . . den rechten christlichen Sinn als die höchste Bildung, welche ein Mensch auf Erden erlangen könne. » (Geltstag. VIII/131)

Als Dichter bleibt Gotthelf Priester und Seelsorger des menschlichen Herzens. Seine Erzählungen sind nichts anderes als gewaltige Predigten, die dem geistigen Menschenherzen zum Durchbruch verhelfen und damit zur Ehre Gottes beitragen möchten. Durch seine grossen und kleinen Erzählungen geht unsichtbar der Psalmvers:

« Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang; das ist eine feine Klugheit, wer danach tut, des Lob bleibet ewiglich. » (Psalm 110, 10)

Aus dieser durch und durch biblischen und christlichen Glaubenshaltung heraus formuliert denn Gotthelf das Erziehungsziel auch ganz anders als es die grossen Pädagogen etwa tun. Für ihn ist:

« Bildung die Weisheit, die von innen herauskömmt, an vernünftigen Gedanken schafft und sie weiht mit höheren Gefühlen, ... andächtig hinauf in die Sterne schaut, mit Ehrfurcht erhabene Namen nennt und in Demut sich beugt vor dem Allerhöchsten. » (Zeitgeist und Bernergeist. XIII/285).

Gotthelfliteratur

Führer zu Gotthelf und Gotthelfstätten. Auf Anregung des Berner Schriftstellervereins mit Unterstützung der Bernischen Erziehungsdirektion herausgegeben von Dr. Walter Laedrach. A. Francke AG, Bern. Fr. 5.85.

Der Führer zu Gotthelf stellt eine Gemeinschaftsarbeit von sechs Autoren und bekannten Gotthelfforschern dar: Werner Kohlschmidt, Paul Marti, Kurt Guggisberg und Fritz Huber-Renfer bringen der Reihe nach dem Leser Gotthelf als Schriftsteller, Erzieher, Pfarrer und Politiker nahe, während Werner Juker diese Schilderungen mit einem Lebens- und Charakterbild des Dichter-Pfarrers einleitet. Wenn an diesen fünf Abhandlungen auch fünf verschiedene Gestaltungskräfte wirkten, so bilden sie doch gesamthaft eine Einheit, weil allen eignet: reiche Dokumentation, genaue Kenntnis der Epoche, ihres politischen und gesellschaftlichen Lebens und eine tiefe Erfassung von Gotthelfs dichterischer und ethischer Grösse. So runden sich die fünf Bilder doch zu einem geschlossenen Ganzen, das die machtvolle und zeitlose Mahnergestalt, sein dichterisches Werk, sein Wirken als Seelsorger und Volkserzieher klar vor uns erstehen lässt.

Abgeschlossen wird das Buch durch einen reichhaltigen Bildteil, für den Walter Laedrach zeichnet. Der Beschauer findet bekannte und unbekannte Gotthelfbilder und -büsten und zahlreiche Bilder von Erinnerungsstätten, die von Murten über Utzenstorf, Herzogenbuchsee nach Lützelflüh und in die emmentalische Landschaft führen.

Walter Muschg, **Jeremias Gotthelf.** Eine Einführung in seine Werke. Dalp-Taschenbücher, Band 303. A. Francke AG, Bern. Fr. 2.95.

Es handelt sich um eine Interpretationsschrift, indem Muschg in fein abgewogenen Essays zu den Hauptwerken Gotthelfs Stellung bezieht, deren Entstehungsgeschichte, politische, soziale und ethische Grundlagen, Sinn und Bedeutung und ihre Beziehungen untereinander und zur religiösen, ethischen und politischen Lebensauffassung des Dichters umreisst und klärt. Man folgt Muschg willig und voller Spannung, greift zwischenhinein immer wieder zu den interpretierten Werken, lässt sich gerne neue Lichter setzen, in Fragen der künstlerischen Gestaltung einführen, neue Zusammenhänge leuchten auf und klären Fragen, um deren Antwort man schon lange gerungen hat. Man wird dabei als schlichter Gotthelfleser bei Dingen, die die Literaturgelehrten unter sich ausmachen sollen, nicht mitstreiten und gewisse Widersprüche deshalb auch nicht tragisch nehmen. Am Bild Gotthelfs und an seinem Werk und am Wert der Einführung dazu durch Muschg vermögen sie nichts zu ändern. Die Schrift wird allen ernsthaften, aber doch auf Führung angewiesenen und dafür dankbaren Lesern gute Dienste leisten.

Werner Günther, **Jeremias Gotthelf.** Wesen und Werk. 327 S., Ganzleinen. Verlag Erich Schmidt, Berlin/Bielefeld, 1954. DM 26.80.

Die erste Ausgabe erschien vor 20 Jahren unter dem Titel « Der ewige Gotthelf » und war seit langer Zeit vergriffen. Seither ist die Gotthelfforschung zu einer Neubewertung des Dichters und seines Werkes fortgeschritten. Wenn auch überarbeitet und erweitert, besonders in den Werkinterpretationen, « wohl auch im Urteil hier und dort etwas gemildert oder genauer begründet », so ist die Neuausgabe des Güntherschen Gotthelfbuches im Aufbau und in der Grundhaltung doch unverändert geblieben, womit wohl deren Bedeutung und Einfluss auf die neue Sicht Gotthelfs bezeugt ist. Im Mittelpunkt der Darlegungen steht das Werk Gotthelfs, denn es ist Günthers vornehmstes Anliegen, den Lesern zu zeigen, welchen unvergänglichen, welchen *klassischen* Schatz sie in Gotthelfs Dichtung besitzen, sein Anliegen auch, ihnen die Aufgabe zu erleichtern, « erkennend einzudringen in die Wesenhaftigkeit dieser Dichterwelt, die vielgestuften Probleme freizulegen, die sie stellt, damit ihre Schönheit – eine göttlich bestrahlte Schönheit – immer ungetrübter sichtbar werde. » Dem « Kopfschütteln oder der Entrüstung derer ungeachtet, die in solchem Ansinnen und Unterfangen ein Sakrilegium erblicken », ist die Betrachtungsweise die geblieben, die « allein dem dichterischen Genie wirklich angemessen ist », die ästhetische, « das heisst diejenige, die die biographische und künstlerische Persönlichkeit scharf auseinanderhält, das Werk in den Mittelpunkt stellt, es vom schaffenden und ordnenden Zentralmotiv aus deutet und das biographisch-psychologische Urteil nur dort heranzieht, wo es sich ästhetisch von irgendwelcher Bedeutsamkeit zeigt. »

Die Betrachtung des Gotthelfschen Werkes gliedert Günther in die folgenden zwei Gruppen: « Bunte Heimatwelt » und « Das Drama der Heiligung » und wendet sich dabei entschieden gegen jene – auf Gottfried Keller zurückgehende – Kritik, « die im Werke Gotthelfs einen Aufgang (Bauernspiegel, Schulmeister), eine klassische Zeit (Uli der Knecht, Geld und Geist, Anne Bäbi) und einen Niedergang – glorieux déclin, sagt Muret – (Uli der Pächter, Käserei, Käthi, künstlerisch tiefer stehend noch die zwei letzten Werke: Zeitgeist und Bernergeist und Schuldenbauer) zu sehen glaubt. »

Grundsätzliche Ausführungen über die Kunst Gotthelfs, eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Gotthelf-Kritik, Lebensdaten, eine Zeittafel der Werke, ein bibliographischer Nachweis und ein Register schliessen und vervollständigen das Werk, das dem Lesen-lehren und dem Lesen-lernen in hohem Masse dienen wird.

Ernst Bärtschi, **Unser Gotthelf.** Gedenkrede zu seinem hundertsten Todestag am 22. Oktober 1954, gehalten an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Heft 88 der Kultur- und Staatswirtschaftlichen Schriften der ETH, Polygraphischer Verlag AG, Zürich 1954. Fr. 2.50.

Alt-Stadtspräsident Dr. E. Bärtschi erklärt einleitend zu seiner Rede, dass er kein Gotthelfforscher sei, aber oft « bei Gotthelf Einkehr gehalten habe ». Das schmale, kaum 20 Textseiten umfassende Bändchen legt hievon eindringliches und bleibendes Zeugnis ab. Es beschenkt den Leser mit einprägsamen, in unpathetischer, aber gehobener Sprache formulierten Bildern von grosser Dichte: das Herkommen Gotthelfs aus bernischer Volksart, die « unter der Oberfläche kühlen Gleichmutes viel Inniges, Herzlich-Warmes verbirgt », das Pfarrhaus zu Lützelflüh und seine Bewohner in idyllischen und aufgewühlten Zeiten, der zähe Kampf Gotthelfs mit Gemeinden und Regierung um Schul- und Armennöte, um Elend, Trunksucht, Kurpfuscherei, Unglauben, seine politische Wandlung, sein überschäumendes Kraftgefühl, den eruptiven Aufbruch und Durchbruch zu *unserm* Gotthelf, den « die Welt und nicht der Ehrgeiz oder Fleiss ... zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte solange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen. » Über diese Bücher, über das Werk Gotthelfs, über dessen Gestaltungskraft und Phantasie, über die Welt, die Gotthelf ihre Motive aufdrängte, die Kunst seiner Charakterisierung, über seinen prophetischen Blick – « Was er als schreckliche Vision erschaut,

den totalitären Staat, den Menschen und Völker versklavenden Kommunismus, die Meere von Blut, das ist seither furchtbare Wirklichkeit geworden – » über seine schalkhaft – überlegene Weisheit schenkt der Vortrag knappe aber eindrückliche Bilder. Bärtschi übersieht auch die Untugenden Gotthelfs nicht, seine Masslosigkeit, seine Ungerechtigkeit – « dieser grossartige Mensch war gross noch in seinen Fehlern ».

Auf Schritt und Tritt spürt der Leser die Liebe des Verfassers zu Gotthelfs Werk, seine grosse Belesenheit, sein umfangreiches Wissen. Aber die Bausteine sind zu einem Ganzen gefügt, das in Form und Gehalt wohl zum Besten gehört, das auf so knappem Raume über Gotthelf ausgesagt werden kann.

So ist's bekanntlich alle Tage in der Welt, *ein Gotthelfbrevier.* Herausgegeben durch den Aldus-Manutius-Verlag unter Mitarbeit von Margrit Menzi-Cherno und Karl Jud. Fünfter Druck der Kleinen Kostbarkeiten der Aldus-Manutius-Drucke (Aldus-Manutius-Verlag Zürich-Stuttgart). 60 Seiten. Fr. 6.80.

Margrit Menzi-Cherno schrieb das Vorwort zum Brevier und ist wohl auch zur Hauptsache verantwortlich für die aus dem reichen erzählerischen Werk des grossen Berners ausgewählten Betrachtungen, Schilderungen und Sentenzen. Das Vorwort wirkt, ohne eigentlich Neues zu künden, in seiner warmherzigen Tonart überaus anregend und überzeugend. Mit wenigen schlichten und doch einprägsamen Worten schildert es den Durchbruch vom Pfarrer zum dichtenden Volkserzieher und dessen Auflehnung « gegen alle menschliche Unbill, gegen Unverstand, Falschheit, gegen alle Sünde wider den heiligen Geist ». Als solcher ist er « kein lebensfremder Sittenrichter, kein trockener Moralprediger ». Besonders eindringlich aber werden die Worte dort, wo sie über das Frauentum, die Mütterlichkeit der Gotthelfschen Frauengestalten und deren Bedeutung für Familie und Gemeinschaft aussagen.

Die Auswahl der Gotthelf-Worte war bei der Fülle, die sein Werk bietet, nicht leicht; sie vermitteln – soweit es solche Sammlungen überhaupt vermögen – ein lebendiges Bild der sprachlichen und gedanklichen Kraft und Fülle.

Die beigefügten 16 Photos von Karl Jud sind speziell für das Bändchen aufgenommen worden. Sie zeigen « die Emmentaler Landschaft mit ihren Tälern und Hügeln und dem Menschen, der diesen Erdenfleck bewohnt und bebaut » und wollen dem Leser ein Bild der täglichen Umgebung Gotthelfs geben.

Die Gesamtgestaltung des Bändchens (Schrift, Druck, Einband, Papier) verdient höchstes Lob; edles Buchmacherhandwerk hat ein Werk geschaffen, das man schon an sich gerne zur Hand nimmt.

Gotthelf-Kalender. Ein erbauliches Hausbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Aus Jeremias Gotthelfs Leben und Wirken als Mensch, Dichter, Pfarrer und Bürger. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich. Fr. 2.—.

Er erschien zum erstenmal auf das Gotthelfjahr 1954. Er soll kein « literarisches Denkmal » sein, « vielmehr allen, denen der Name Gotthelf überhaupt etwas sagt, ... ein schlichtes und allgemeinverständliches Bild des grossen Toten vor Augen stellen ». Für die äussere Gestalt und Aufmachung wurde Gotthelfs « Neuer Berner Kalender », den er in den Jahren 1840 bis 1845 schrieb und herausgab, als Vorbild genommen. Die Herausgeber, Prof. Dr. Kurt Guggisberg, Dr. Werner Juker und der Rentsch-Verlag wünschen, dass der Kalender « an Werktagen zur Hand genommen werde zum täglichen Gebrauch und an Sonntagen in beschaulicher Lektüre etwas von der Kraft und Wahrheit, der Heimatliebe und Bodenständigkeit von Gotthelfs Wirken ausstrahle ».

Die Ausgabe 1954 ist vor allem den Tagen des Heimgangs des « verehrten Volksschriftstellers und gefürchteten Zeitkritikers » gewidmet (Leichenrede von Dekan Farschon, Kondolenzschreiben an Gotthelfs Witwe, Gottfried Kellers Nachruf und anderes mehr), bringt aber auch Proben aus seinem eigenen Schaffen (Selbstbiographie, Anekdoten, Kalendergeschichte, Wie Joggeli eine Frau sucht).

Kurt Guggisberg eröffnet den Kalender für das Jahr 1955 mit einer Studie über « Das Emmental im Urteil Jeremias Gotthelfs », Werner Juker steuert bei « Das königliche Tintenfass » und « Kuriositäten », zwischenhinein lesen wir ein Lebensbild über Frau Henriette Bitzius-Zeender, von ihrer Tochter erzählt, und den Nachruf Joh. Jak. Reithards auf Gotthelf. Und wiederum kommt auch Gotthelf selber zum Wort mit einem Gedicht und sechs Epigrammen aus der Studentenzeit, einer Kalendergeschichte und mit « Elsi, die seltsame Magd ».

Wir wagen zu hoffen, dass gerade diese Kalender- und Kurzgeschichten dankbare Leser finden werden, die dann aus innerem Drang auch zu den grössern und grossen Werken Gotthelfs greifen werden, so dass die Bezeichnung « *Unser* Gotthelf » immer weitere Kreise umfassen wird.

Die Kalender beginnen mit einem hübschen Kalendarium (die eine Seite desselben weist Gotthelfworte auf), in die Texte sind Bilder, Faksimile und Illustrationen zu Gotthelfausgaben eingestreut. *P. F.*

Hans Bloesch, **Jeremias Gotthelf,** Ein staatsbürgerlicher Mahner. Ein Vortrag. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich. Fr. 1.25.

Eduard Buess, **Jeremias Gotthelf.** Sein Gottes- und Menschenverständnis. Evangelischer Verlag AG, Zollikon-Zürich, 1948

Karl Fehr, **Das Bild des Menschen bei Jeremias Gotthelf.** Die anthropologische Idee und ihre Entfaltung im dichterischen Werk. Huber & Co. AG, Frauenfeld, 1953.

Karl Fehr, **Besinnung auf Gotthelf.** Huber & Co. AG, Frauenfeld, 1946.

Otto von Greyerz, **Jeremias Gotthelf.** Volksbücher des Deutschschweiz. Sprachvereins,4. Bändchen. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, 2. Auflage 1932, Fr. 1.65.

Alfred Ineichen, **Die Weltanschauung Jeremias Gotthelfs.** Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, 1920.

Kurt Guggisberg, **Jeremias Gotthelf.** Christentum und Leben. Zürich und Leipzig, 1939.

Walther Hutzli, **Jeremias Gotthelf.** Das kirchliche Leben im Spiegel seiner Werke. Berchtold Haller Verlag, Bern. Fr. 4.80.

Rudolf Hunziker, **Jeremias Gotthelf.** 50. und 51. Bändchen « Die Schweiz im deutschen Geistesleben ». Huber & Co. AG, Frauenfeld, 1927.

Carl Manuel, **Jeremias Gotthelf.** Sein Leben und seine Schriften. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, 1922.

Walter Muschg, **Gotthelf.** Die Geheimnisse des Erzählers.

Gotthelf-Bildnisse

Titelbild: Bleistiftskizze von Carl von Conzenbach.

Seite 486: « Seine Wohlehrwürden der Pfarrer. » Originalzeichnung von F. Walthardt. 1869 in den « Alpenrosen » (Illustrierte Zeitschrift für Haus und Familie) veröffentlicht.

Beide Bilder aus dem Gotthelf-Kalender 1955, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Helft dem Pestalozzidorf in Trogen!

Übernehmt Patenschaften!

Zum 50jährigen Bestehen der BLVK

In der Festschrift wurde auf die Gründung der « Allgemeinen Schulmeister-Casse » vom Jahr 1818 Bezug genommen und wurden einige Bestimmungen des ersten Reglementes mitgeteilt. Wegen Raum- und Zeitnot wurde die « Einleitung » dieses ersten Reglementes übergangen, und nun bin ich dankbar, dass mir Gelegenheit eingeräumt wird, die menschliche Seite der Ausgangslage für die Gründung einer Schulmeister-Casse anhand des gedruckten ersten Reglementes zu schildern.*) Durch Gotthelfs Roman « Leiden und Freuden eines Schulmeisters » sind wir zwar weitgehend ins Bild gesetzt. Die Initianten der Schulmeister-Casse rücken durch ihre Darstellung die damalige Zeit noch näher vor unser geistiges Auge, dass uns nach bald 150 Jahren manche Parallele zu unseren Tagen noch deutlicher beleuchtet wird. Auf jeden Fall wird uns vor Augen geführt, dass es auch im *Lehrerstande einen ununterbrochenen Kampf braucht, um eine menschen- und standeswürdige soziale Lage zu erringen. Der Einzelne vermag diesen Kampf allein nicht erfolgreich zu führen; es braucht den Zusammenschluss aller und den Einsatz jedes Einzelnen. Ein jeder muss sich bewusst sein, dass er ein Teil ist des Ganzen und dem Ganzen gegenüber eine Verantwortung trägt.*

In der Einleitung zum Reglement für die allgemeine Schulmeister-Casse des Cantons Bern vom Jahr 1818 lesen wir, « dass die Besoldungen der meisten Land-Schullehrerstellen so gering und niedrig ausgesetzt sind, dass sie gar in keinem Verhältnisse mit dem Verdienste eines treuen und fleissigen Schullehrers stehen. Diese niedrigen Besoldungen sind grösstenteils schon in vorigen Jahrhunderten bestimmt worden, wo noch der Schulkinder weniger, und die Forderungen der Schularbeiten geringer, hingegen aber die Erkenntlichkeit und Gutthätigkeit im Allgemeinen grösser waren. Nichtsdestoweniger werden diese alten elenden Schullehrer-Gehalte von vielen Gemeinden sehr gerne beybehalten, alldieweil doch die Jahrlöhne der Diensten, die Taglöhne der Professionisten und aller übrigen Arbeiter sich von Zeit zu Zeit erhöhen müssen, wenn sie ihre nöthigen Bedürfnisse davon bringen wollen. – Einem gewissenhaften Schullehrer, besonders wenn er Familie hat, ist es daher allerdings unmöglich, bey seinem geringen Schulgehalte, auch auf die sparsamste Weise, sein Auskommen zu finden, noch viel weniger etwas für sein Alter zu ersparen, oder an die Erziehung seiner Kinder zu verwenden. Und da sich ohnehin zu diesem Berufe gemeiniglich unvermögliche Leute wiedmen und bilden lassen, so ist es nicht zu verwundern, wenn schon bey dem ehrlichen Schulmann oft grössere Armuth und Mangel zu finden ist, als irgendwo bey der niedrigsten Menschenclasse. – Die Aussichten für das kommende Alter sind also für den Schullehrer und seine Familie sehr bedenklich; insonderheit wenn er wegen Alterschwachheiten noch von seinem Berufe abgedankt wird, welches sehr oft der Fall ist; so wird ihm am Ende für seinen mühevoll betriebenen Schulberuf das grösste menschliche Elend zu Theil, worin er und die Seinigen, von jedem Erdenglücke abgeschnitten, in Armuth, Mangel und Noth gleichsam verschmachten müssen. – Das nämliche bedauernswerte Schicksal ist auch der allfälligen alten Schulmeister-Witwe beschieden, und ist noch unendlich drückender und härter für sie, wenn sie sogar Mutter von unerzogenen Kindern ist. Bey solchen ungünstigen Verhältnissen des Schullehrer-Standes muss es jedem denkenden Schullehrer endlich einfallen, sich nach den löblichen Beyspielen so vieler Professions- und anderer Gesellschaften, auch mit seinen Amtsbrüdern freywillig und brüderlich zu vereinigen, und durch jährliche Zusammenschüsse und Beiträge an Geld nach und nach eine Casse zu bilden, woraus denn zu seiner Zeit ihre dürftigen Mitglieder pensioniert, die Witwen und Waisen unterstützt, und der Unglückliche besteuert werden möchte. – Ihr bernerischen Schullehrer! schlaget also Hand in Hand zu diesem, freylich schwierigen, doch nicht unmöglichen Unternehmen; versuchet was vereinte Kräfte, besonders wenn sie auf eine uneigennützige Weise zusammenwirken, auszurichten vermögen, und steht hierbey in der getrosten Hoffnung: dass ein jeder wahre Schulfreund eine solche wohltätige Anstalt gewiss gerne mit Rath und That wird unterstützen und befördern helfen; – zugleich kann man aus den unermüdeten Schul-Verbesserungsanstalten unseres hohen Kirchen- und Schulrathes ebenfalls schliessen, dass Hochdieselben nicht ungeneigt seyn werden, zu einer solchen Stiftung kräftig Hand zu bieten; – und der allmächtige Gott wird seine Gnade und himmlischen Segen dazu verleihen! »

In dieser Hoffnung wurde dann die Schullehrer-Casse gegründet, und die Idealisten haben wohl einige Enttäuschungen in Kauf nehmen müssen, aber im grossen Ganzen recht bekommen. « Man machte sich nun zur Aufgabe, die Kenntnis von der Anstalt überallhin zu verbreiten und möglichst viele Teilnehmer zu gewinnen. Dazu bediente man sich aller zu Gebote stehenden Mittel. Durch die damals einzige Zeitung des Kantons, den « Schweizerfreund », und durch das offizielle Wochenblatt wurden sämtliche Schulmeister zum Beitritt aufgefordert, die Verwaltungskommission übersandte unterm 12. Herbstmonat 1818 an alle Pfarrämter des Kantons ein Exemplar des gedruckten Reglementes, mit der dringenden Aufforderung, die Lehrer der Gemeinde zum Beitritt zu bewegen; und jedes Mitglied warb überdies unter seinen Bekannten und Nachbarn möglichst viele Teilnehmer. Auch stand die *Stiftung*, vom Zeitpunkte der Bekanntmachung an, ein Jahr lang für Schullehrer *jeden Alters* offen, und erst nach Verfluss des ersten Jahres sollte das zurückgelegte vierzigste Altersjahr als Ausschlusstermin für den Beitritt festgesetzt sein. » (Aus dem Vorbericht zu den erneuerten Statuten vom Jahr 1840).

Ende 1820 zählte die Casse trotz der eifrigen Werbung nur 150 Mitglieder, und wir erfahren, dass besonders aus den leberbergischen Ämtern nur ein geringer Zuzug erfolgte; aus dem Jura meldete sich ein einziger Lehrer. Viele alte, jämmerlich besoldete Lehrer wussten nicht,

*) Alt-Schulinspektor W. Kasser, Spiez, der Verfasser der erwähnten Festschrift, gab der AV der BLKV vom 3. Oktober die nachfolgenden Ergänzungen bekannt. Sie wurden von den Abgeordneten mit Interesse angehört, weshalb wir sie auf diesem Wege auch allen andern Kassen-Mitgliedern zur Kenntnis bringen. Sie sind ein sprechendes Beispiel dafür, dass vereinte Kräfte und zähes Kämpfen schliesslich doch zum Erfolge führen. Bleiben wir dessen immer eingedenk und suchen wir immer wieder aus den Erfahrungen unserer Altvordern zu lernen. Red.

wie sie die Beiträge aufbringen sollten, andere misstrauten dem Sozialwerk mit einem eingefleischten Fatalismus: « Es wär zu schön gewesen! » und brachten die Zuversicht nicht auf, dass die Äufnung auf 10 000 Franken zu erleben sei. Doch im schon erwähnten Vorbericht zu den Statuten von 1840 lesen wir: « Inzwischen hatte das Unternehmen doch einen über Erwarten und Hoffen gesegneten Fortgang. Von allen Seiten langten Geschenke ein, oft mit den rührendsten Zuschriften begleitet. Regierungs- und Stadtbehörden, Pfarrer, weltliche Beamte, Private beeilten sich recht eigentlich, den Fonds zu äufnen. Sichtbar ruhte der Segen des Herrn und das Wohlgefallen gemeinnütziger und edler Menschen auf der Anstalt. » Auf Beginn des Jahres 1823 hatte das Reinvermögen schon die Summe von 11 500 Schweizer Franken erreicht! Trotz der unaufhörlich fliessenden freiwilligen Zuwendungen und des Legates von Herrn Fuchs im Betrage von Fr. 30 000.— *) wuchs die Zahl der Kassenmitglieder nur langsam an. Im Jahr 1840 umfasste die Casse noch nicht 40% der Lehrkräfte im Kanton Bern, obschon die erneuerten Statuten eine bedeutsame Verbesserung brachten, indem jeder Lehrerswitwe ein *Recht* auf Pensionsgenuss zugesichert und die Lehrerwaisen in die Fürsorge einbezogen wurden.

Als Zweck der Anstalt wird in diesen Statuten angegeben, sie sei « eine Pensions- und Unterstützungsanstalt für die freiwillig und statutengemäss beitretenden Glieder des bernischen Schullehrerstandes und deren Witwen und Waisen » (§ 1). Laut § 2 besitzt sie ein unantastbares Stammvermögen, das aus Geschenken der Regierung und edler Freunde des Schullehrerstandes und aus den Beiträgen der Mitglieder sich gebildet hat; und sie verwendet die jährlichen Kapitalzinse und die Jahresbeiträge der Mitglieder nach den Zwecken der Stiftung und den nachfolgenden Bestimmungen der Statuten zu Pensionen, Notsteuern und Aussteuern. Nach dieser Statutenrevision und besonders aber nach der grossen Zuwendung des Herrn Fuchs sel. im Jahre 1855 stieg die Zahl der Kassenmitglieder, so dass sie Ende 1856 825 betrug. Im Jahr 1868 waren es 818 Mitglieder und 294 Pensionsberechtigte bei einem Vermögen von Fr. 395 062.61.

In der Festschrift wurde auf das Zeunersche Gutachten hingewiesen, das im Auftrag der Erziehungsdirektion ausgefertigt wurde und im Gutachten von Prof. Dr. H. Kinkelin aus Basel im Jahre 1872 seine Bestätigung fand. Prof. Zeuner gab als Versicherungsmathematiker von Ruf über die Kasse ein vernichtendes Urteil ab und riet zu einer richtig organisierten Witwen- und Waisenkasse. Das in den Statuten als unantastbar erklärte Stammvermögen war ihm auch ein Dorn im Auge. Zum ersten Male erhob sich nun eine sehr bedeutsame Rechtsfrage: Ist die Mehrheit der Hauptversammlung der Kassemitglieder berechtigt, die Lehrerkasse in eine reine Witwen- und Waisenkasse umzuwandeln? Welche Folgen würden sich an eine solche Umwandlung knüpfen mit Rücksicht auf diejenigen Mitglieder, welche von derselben ausgeschlossen würden?

Diese beiden Fragen stellte die Verwaltungskommission am 22. Mai 1870 an den Juristen Prof. Leuenberger in Bern. Schon am 3. August des gleichen Jahres wartete Prof. Leuenberger, unterstützt von den Fürsprechern Sahli und Niggeler in Bern, mit einem Rechtsgutachten auf, das der Eloquenz des Verfassers alle Ehre macht, die der mathematischen Folgerichtigkeit und Überzeugungskraft als Gegengewicht die Waage hält. Er kommt nach interessanten Überlegungen zum Schluss, dass statutarische Bestimmungen über Zweck und Bestand auf statutarischem Weg nicht abgeändert werden können. « Da wir in der Umgestaltung der Lehrerkasse in eine reine Witwenstiftung in der Tat eine solche fundamentale Zweckveränderung erblicken, so folgt von selbst, dass wir die erste Frage verneinen müssen. » (Rechtsgutachten S. 37).

In der Beantwortung der zweiten Frage kommt Prof. Leuenberger zum Schluss, dass « die dermaligen Kassamitglieder berechtigt wären, ihre Pensionsansprüche auf bisherigem Fusse gerade so fortzusetzen, wie wenn gar keine Umwandlung beschlossen wäre ... das können sie verlangen als Kassamitglieder, gestützt auf wohlerworbenes kontraktliches Recht ... Sodann wären sie aber auch befugt, von den die Umwandlung Dekretierenden – seien es intervenierende Staatsbehörden oder majorisierende Vereinsmitglieder – zu verlangen, dass sie die Unantastbarkeit des Stammvermögens anerkennen, das heisst die Verwendung desselben zu andern, als den bisherigen Stiftungszwecken unterlassen: das könnten sie verlangen als Repräsentanten der Gesamtinteressen der Kasse und als zeitweilige Organe derjenigen nicht mehr lebenden Wohltäter der Anstalt, die dieselbe seinerzeit mit den bestimmten Stiftungszwecken beschenkt haben. – In beiden Beziehungen – und darin erblicken wir eine Hauptgarantie – wären die Kassamitglieder in der Lage, gegen administrative Willkür den Schutz der Gerichte anzurufen. »

Mit diesen wenigen Sätzen in das in der Festschrift erwähnte Wogen von Revisionskämpfen ausgangs der Sechziger und zu Beginn der Siebziger Jahre hineinzuzünden, war mir Bedürfnis und glaubte ich verantworten zu können, nachdem genügend zeitliche Distanz gewonnen ist. *W. Kasser*, Spiez

*) Siehe Berner Schulblatt Nr. 28 vom 2. Oktober 1954, Seite 432.

Bernischer Gymnasiallehrerverein

Die Mitglieder werden ersucht, folgende Beiträge zu bezahlen:

Für Schulblatt und Schulpraxis 1953/54 .	Fr. 15.—
An den Schweizerischen Lehrerverein . . .	» 3.—
An den Hilfsfonds des SLV	» 1.—
An den Bernischen Gymnasiallehrerverein .	» 2.—
Zusammen	Fr. 21.—

Dazu kommen folgende Sektionsbeiträge:

Bern-Stadt	Fr. 3.—
Burgdorf	» 6.—
Biel	» 3.—

dazu Fr. 2.— für die Seeländische Heimatkundekommission.

Ich bitte, die Beiträge mit den zugestellten Einzahlungsscheinen bis spätestens 27. November einzubezahlen. Nachher werden Nachnahmen versandt und Spesen berechnet.

Thun, den 16. Oktober 1954

Der Kassier: *H. Buchs*

Berner Schulwarte

Ausstellung:

Guggisberg, eine Schule im Schwarzenburgerland

17. August bis 13. November. Geöffnet werktags von 9 bis 12 und 14 bis 17 Uhr. Sonntag und Montag geschlossen. Eintritt frei.

Schulfunksendungen

Erstes Datum: Jeweilen Morgensendung (10.20–10.50 Uhr)
Zweites Datum: Wiederholung am Nachmittag (14.30 bis 15.40 Uhr)

27. Oktober/10. November. *Wildtiere in Gefangenschaft.* Prof. Dr. Heini Hediger, Zürich, erzählt von der Lebensweise verschiedener Tiere des Zürcher Zoo, und zeigt, wie diesen Tieren in der « Gefangenschaft » die natürlichen Lebensbedingungen verschafft werden, so dass sie sich dabei wohl fühlen. (6. Schuljahr).

28. Oktober/1. November. *Auf einem Rheinkahn.* Zum 50jährigen Jubiläum der Schweizer Rheinschiffahrt führt Hans Schürmann, Basel, die Hörer auf ein schweizerisches Motorschiff, auf dem er sich mit dem Kapitän, den Matrosen, einem Schiffsjungen und zwei Frauen über das Leben an Bord und die Einrichtung des Schiffes unterhält. (6. Schuljahr.)

29. Oktober/3. November. *Wie Joggeli eine Frau sucht.* Zum hundertjährigen Todestag Jeremias Gotthelfs bringt Radio Bern eine « Jeremias-Gotthelf-Reihe » von vier Sendungen. Es handelt sich dabei um Vorlesungen mit verbindendem Text, zusammengestellt von Hans-Ruedi Egli, Muri (Bern). (7. Schuljahr.)

2. November/8. November. *Von einer Wanderung.* Musikdirektor Hans Leuenberger, Aarau, erzählt von seinem Freund Werner Wehrli (1892–1944) und führt die Hörer ein in die Klavierstücke Wehrlis « Von einer Wanderung », die aus der glücklichsten Lebenszeit des Komponisten stammen. (7. Schuljahr.)

4. November/12. November. *Der Brand von Uster.* (23. November 1832) Ein Mundarthörspiel von Rosa Schudel-Benz schildert den Kampf der Zürcher Oberländer gegen die Webereimaschinen. (8. Schuljahr.)

AUS DEM SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREIN

AHV. Nach der Revision des AHV-Gesetzes mehren sich bei den Vorständen der Lehrerorganisationen die Anfragen über Verpflichtungen und Rechte, Prämien und Renten. Erschöpfende Auskunft gibt das von Nationalrat Schmid-Ruedin und R. Welter verfasste Büchlein AHV, Wegweiser und Merkbüchlein, das im Verlag des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins erschienen ist. Erläuternde Beispiele und Rententabellen ermöglichen, alle in Betracht kommenden Renten abzulesen, auch über die Zahlungsverpflichtungen der Versicherungsnehmer erhält man alle Auskünfte. Kolleginnen und Kollegen, die sich über die AHV orientieren wollen, sei das Büchlein (Preis Fr. 5.50) zur Anschaffung empfohlen; unentbehrlich dürfte es besonders den Sektionsvorständen sein.

Der Präsident des SLV: *Hans Egg*

Stiftung der Kur- und Wanderstationen. Der Zentralvorstand des Schweizerischen Lehrervereins hat als Leiter der Geschäftsstelle gewählt: Thomas Fraefel, Stans (Ausweiskarte, Mitgliederkontrolle); Louis Kessely, Heerbrugg (Reiseführer, Ferienhausverzeichnis, Rechnungsführung).

Der Präsident der Stiftungskommission: *Hans Egg*

Nachtrag 1955 zum Reiseführers. Kolleginnen und Kollegen, die auf In- und Auslandreisen gute oder schlechte Erfahrungen mit Hotels gesammelt haben, sind gebeten, diese der unterzeichneten Geschäftsstelle möglichst bald mitzuteilen. Die Angaben sollen sich nicht nur auf die bereits im Reiseführer oder in den Nachträgen aufgeführten Gaststätten erstrecken, wir sind auch für Meldungen über neue empfehlenswerte Hotels und Gasthäuser dankbar.

Für jede Auskunft, die zur Bereicherung des Reiseführers oder zur Berichtigung falscher Angaben beiträgt, danken wir zum voraus bestens. In diesen Dank seien auch alle jene Kolleginnen und Kollegen eingeschlossen, die bereits Ergänzungen zum Reiseführer eingesandt haben.

Geschäftsstelle Heerbrugg der Kur- und Wanderstationen:
Louis Kessely

AUS ANDERN LEHRERORGANISATIONEN

Verband Bernischer Lehrerturnvereine. Seit geraumer Zeit hatte sich eine Gruppe initiativer Kollegen aus dem Schwarzenburgerland zum Empfang unserer Sektionen vorbereitet. Am 4. September, einem strahlenden Herbsttage, gab sich denn auch eine Schar von unternehmungslustigen Lehrerinnen und Lehrern bei der neuen Turnhalle von Schwarzenburg ein Stelldichein. Um 10 Uhr bot uns Hermann Indermühle einen herzlichen Willkommensgruss, und bald darauf setzte ein lebhafter Spielbetrieb ein. Auf dem altern Schulhausareal wickelten sich die Volleyballtreffen ab, während sich auf dem neuen Turnplatz die älteren Kämpen im Faustball, die jüngeren Semester im Korbball massen. Am Vormittag beehrten uns der Kantonale Turninspektor und einige Vertreter der Schul- und Gemeindebehörden mit ihrem Besuch. Am Mittag pilgerten wir dem Restaurant Bühl zu, um uns bei einem einfachen Imbiss von den Strapazen der Vorspiele zu erholen.

Die Nachmittagsarbeit erfuhr einen sehr angenehmen und wohltuenden Unterbruch: Meieli Dreier-Zwahlen liess uns anhand einiger ansprechender, spielartiger Bewegungen das Wesen des natürlichen Rhythmus miterleben. Für alle Stufen wurde Wertvolles geboten. Wir danken Meieli für seine gediegenen Anregungen.

Gegen 17 Uhr verliessen auch die Nimmersatten die Spielfelder, um sich im Hotel Bahnhof zu einem gemütlichen Hock zu vereinigen.

Ich möchte zum Schluss alle diejenigen beglückwünschen, die sich für die Erstellung der hübschen Turnanlage eingesetzt haben, und den Kollegen, den Schul- und Gemeindebehörden für ihre freundliche Aufnahme herzlich danken. *H. A.*

80. Promotion des Staatsseminars Hofwil-Bern. Trotz nasskaltem, unfreundlichem Wetter trafen sich am 25. Herbstmonat auf dem Weissenstein bei Kamerad Piccolo zwei Fünftel aller noch am Leben weilenden Kameraden unserer Promotion. Gerne weilte man in den angenehm durchwärmten – von erster Künstlerhand geschmückten – Räumen. Jahresbericht des Präsidenten und provisorische Kassaabrechnung waren bald genehmigt. Mit Werner Wyssenbach in Därstetten und Bern verloren wir im November 1953 einen Freund des Gesanges und der Musik. Er ist nun der siebente im Bunde der zur grossen Armee Abberufenen. Ein letzter Blumengruss soll das auf Jahresende aufzuhebende Grab von Fritz Bärtschi in Mett schmücken. Im folgenden Jahre treffen wir uns – versuchsweise – am zweiten Samstag nach Bettag in Thun. Hoffen wir, dass einmal sämtliche Oberländer wieder aus ihren heimatlichen « Jagdgründen » herabsteigen werden. Biang soll der Tagung der « Ehemaligen » als neues Vorstandsmitglied für den Landesteil Seeland vorgeschlagen werden. Beweisen wir ihm die Treue durch einen starken Aufmarsch am 26. Dezember.

Bei frohem Sang hielten wir im gastlichen Berggasthof aus bis in die frühen Morgenstunden. Am Sonntag stiessen in Biel noch einige Nachzügler zu uns, so dass der Aufmarsch im gesamten gesehen ein recht erfreulicher war.

89. Promotion des Staatsseminars Hofwil bei Bern. Es war eine feine Idee unseres Hans Dubler, die diesjährige Promotionsversammlung bei unserem lieben Kameraden Hans Brawand in Grindelwald abzuhalten. Wir alle, die wir der Einladung folgten, sind dem Vorstand sehr dankbar, dass er auf Hans Dublers Vorschlag einging.

18 Kameraden trafen um die Mittagsstunde im schönen Gletscherdorf ein. Der Föhn räumte die schweren Wolkenmassen um den Eiger und das Wetterhorn ab, so dass die Bergwelt im Verlauf des Tages in der milden Herbstsonne erstrahlte. In der Pension Sonnenberg wurden wir von unserm Hans Brawand und seiner Frau Gemahlin sehr gastfreundlich aufgenommen. Wir durften uns an einen festlich gedeckten Tisch setzen. Das Mittagessen, das uns aus der Küche unserer Gastgeber geboten wurde, hatte nur einen Fehler: der Preis war viel zu niedrig angesetzt.

Beim schwarzen Kaffee wurden die Verhandlungen rasch abgewickelt. Ungerechtfertigte Rücktrittsgelüste unseres bewährten Vorstandes wurden im Keime erstickt und Gottfried Streun als Präsident, Hans Gfeller als Sekretär und Ruedi Scheuner als Kassier unter Applaus einstimmig wiedergewählt. Als nächster Versammlungsort wurde die Oschwand bei Paul Leuenberger und Cuno Amiet bestimmt. Unser Hans Brawand gab mit herzlichen Worten seiner Freude Ausdruck, dass wir bei ihm zusammengekommen und dankte uns, dass wir die weite Reise zu ihm nicht gescheut hatten. Wir möchten aber ihm und seiner lieben Frau recht herzlich danken für die gastfreundliche Bewirtung in ihrem Heim Sonnenberg.

Gegen 4 Uhr war für einige das sonnige Bergwetter so verlockend, dass sie sich mit der Sesselbahn auf die First hissen liessen und dort eine prächtige Aussicht genossen. Andere waren im Häuserkauf tätig. Eine dritte Gruppe blieb bei Brawands auf der sonnigen Terrasse.

Schon senkte sich der Abend auf das Lütschinental, als wir von unsern lieben Gastgebern Abschied nahmen und mit einer schönen Erinnerung an die diesjährige « Promere » im Herzen heimzu fuhren. In Bern klang die wohlgelungene Zusammenkunft unter Anwesenheit von einigen Berner Frauen im Café Bubenberg aus. *K.*

VERSCHIEDENES

Nicht vergessen! Samstag, den 23. Oktober, findet im Casino Bern von 9 Uhr morgens an der Basar statt für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Der Kantonal-bernische Lehrerinnenverein wird dort einen Verkaufsstand haben mit antiquarischen Büchern, die im Kanton herum von Lehrerinnen gesammelt wurden. Es werden verkauft gute, wertbeständige und interessante Kinder- und Jugendbücher, Bilderbücher und Bücher für Erwachsene. Lehrerinnen und Lehrern bietet sich dort die günstige Gelegenheit, für sich selbst, für Schule und Schulbibliotheken sowie für Volksbibliotheken gute Bände zu billigem Preis zu erstehen.

Am Nachmittag wird Elisabeth Müller dort sein, um ihre Bücher zu signieren.

Auch sonst bietet der Basar viel Interessantes, z. B. am Nachmittag das Chasperlitheater von Therese Keller.

Die Erwachsenen erwartet am Abend im Burgerratssaal das frisch-fröhliche und neue Kabarett «Zapfezieher» mit 9 witzigen Nummern « Dr Schwyzer Sunndig ».

Wir erwarten zahlreichen Besuch von Kollegen und Kolleginnen. *Der Kantonal-Bernische Lehrerinnenverein*

L'ECOLE BERNOISE

L'hérédité des caractères acquis et la loi biogénétique fondamentale

Le présent article est en quelque sorte une conclusion à celui du même auteur que nous avons publié pendant l'été.

Rédaction

Le monde des savants biologistes est unanimement opposé à la conception de l'hérédité des caractères acquis. Pour les éducateurs modernes – les Decroly, les Montessori et tous les autres – il n'y a pas lieu de douter que l'enfance traverse des étapes qui sont parallèles à celles de la vie de nos ancêtres plus ou moins lointains.

Cet antagonisme verbal et idéal ne cache-t-il pas un malentendu quant au sens à donner aux mots? Je le crois.

Avant de nous expliquer sur ce point passons en revue, brièvement, les opinions de quelques personnalités marquantes de notre siècle.

J'ai nommé déjà le Dr Decroly.

Remarquons que son programme des centres d'intérêt est fondé essentiellement sur l'hypothèse d'un réveil successif des intérêts, chez les enfants, en corrélation avec les expériences naturelles de l'humanité primitive. Et la pratique donne raison à cette façon de voir. A telle enseigne que John Dewey, constatant la vogue des jeux et activités des primitifs dans les écoles nouvelles des Etats-Unis, a dû mettre les maîtres en garde contre les abus. Ces abus consistent en ceci: les enfants se plaisent si bien à ces activités simplistes qu'ils n'éprouvent plus – au dire de John Dewey – le besoin de progresser plus avant. [1]) Pour ma part, je n'ai jamais fait cette constatation. Je la crois plus rare en Europe, où une vieille culture et une ambiance relativement plus intense, sinon plus cultivée, poussent les enfants, par émulation, à dépasser très tôt le stade des activités jugées infantiles.

Parmi les psychologues de l'enfance, il en est un qui fait exception – qui *semble* faire exception. C'est le Dr Henri Wallon. Au congrès international d'Education nouvelle de Nice, en 1932, il a présenté un mémoire intitulé: « L'éducation et le facteur social. » « L'idée de mettre l'enfant dans un milieu naturel », de l'élever à la campagne, lui paraît sans fondement. « La notion de milieu naturel est à peu près dénuée de sens. » Selon lui, l'enfant irait tout droit aux formes modernes de la civilisation, aux réalités de la technique actuelle. « Il est donc fallacieux de vouloir faire répéter par l'enfant les premiers gestes, les premières pensées, les premières découvertes de l'homme devant la nature. » Le Dr Henri Wallon est une des sommités de la science française. Henri Poincaré en était une aussi. Or c'est ce dernier qui a écrit: « L'éducateur doit faire repasser l'enfant par où ont passé ses

[1]) **John Dewey.** *Democracy and Education*, New York, 1923, pages 84 à 89.

pères; plus rapidement, mais sans brûler d'étape. A ce compte l'histoire de la science doit être notre premier guide.»[2])

Peut-être dira-t-on que ce mode de procéder se justifie dans l'enseignement, singulièrement dans celui des sciences. De même que pour comprendre, il faut passer du global au différencié, de la juxtaposition des idées à l'analyse scientifique, du syncrétisme à la synthèse, de même, le primitif et l'enfant actuel ont été et sont obligés de suivre une voie identique. On en reviendrait à la thèse de Vialleton. [3])

Au fait, à quoi bon se quereller sur ce point? Que le parallélisme en question soit dû à une souche ancestrale commune et, dès lors, à une éclosion successive de ce que Richard Semon a appelé des «engrammes» – ce qui suppose après tout l'hérédité des caractères acquis (de certains d'entre eux, tout au moins, comme l'a très finement montré le Dr Cuénot de Nancy) – ou que ce ne soit là qu'une apparence, et que les analogies soient dues à des causes différentes, qu'importe? Le fait est là. Un parallélisme se manifeste. Il se manifeste si bien que le Dr Wallon, dont on a cité tout à l'heure le jugement négatif, en vient lui-même à se servir de l'hypothèse biogénétique quand il étudie les jeunes enfants. Dans «Les Origines du Caractère chez l'Enfant», il écrit (page 93): «Dans l'apparition et les manifestations de l'émotion, une part très grande revient à l'histoire du sujet et de sa race.» Ailleurs il parlera d'«une réaction tonique d'un type archaïque» (page 116) ou de la peur de l'inaccoutumé qui se manifeste déjà chez les tout petits entre deux et sept mois, et qui, déclare-t-il, «doit avoir des origines plus primitives, plus brutes, car à cet âge-là l'enfant est beaucoup trop incapable de dépasser son impression actuelle...». Rappelons enfin que le Dr Henri Wallon a publié dans la *Revue philosophique*, juillet-août 1928, une étude très fouillée sur la «mentalité primitive et celle de l'enfant».

Il est frappant que certains auteurs, lorsqu'ils croient fournir la preuve de l'inanité de la loi biogénétique, apportent au contraire des arguments qui demeurent inexplicables sans elle. C'est qu'ils omettent de distinguer ce que l'on peut appeler le dynamisme, d'une part, et le statisme de l'autre. Dynamiques sont, par exemple, les instincts, la tendance à imiter, la tendance à s'intéresser aux moyens de locomotion les plus rapides de l'époque (et ceci quelle que soit l'époque), etc. Statiques sont au contraire les objets actuels des intérêts, dépendant du lieu présent et du moment présent. Or il est évident qu'il ne faut chercher la présence ou l'absence d'intérêts ancestraux que sur le plan du dynamisme. Une des causes d'erreurs dont la psychologie commence à peine de sortir est précisément de s'arrêter aux symptômes, aux apparences, au lieu d'aller aux sources d'où jaillit une série de ces symptômes, sans cela, apparemment, sans lien entre eux. Comprendre, c'est dominer du regard. C'est saisir les dynamismes. La médecine actuelle l'a si bien compris qu'elle tend de plus en plus à saisir l'organisme comme une «totalité», chaque section amenant une réaction – ou plutôt une série de réactions – dans l'organisme entier. Si la thérapeutique y gagne, on peut affirmer que la science – physiologie et psychologie – trouve dans cette façon d'envisager les phénomènes un enrichissement indéniable. Mais examinons encore l'opinion d'autres savants actuels.

Emile Guyénot, professeur honoraire à l'Université de Genève, dans «Les Problèmes de la Vie» (1946), consacre un chapitre à l'un des cas les plus apparents de caractère acquis: «Les callosités». – «Il est établi, écrit-il page 203, que ces callosités existent dès la naissance ou du moins sont préparées chez le fœtus avant tout usage. Chez le jeune chameau, les futures callosités sont encore garnies de poils, mais elles recouvrent un cuir déjà épaissi et induré; les poils tombent progressivement. Ivo Doandri a même constaté l'existence de callosités chez le fœtus.»

«Les callosités sternales et pubiennes de l'autruche, la callosité de l'aile existent certainement chez l'embryon et sont visibles dès l'éclosion. Il en est de même pour la callosité sternale du nandou. D'autre part Leche, puis Antony, Cuénot ont établi que la callosité carpienne du phacochère est nettement préparée dans l'embryon.»

Rappelons que le professeur Lucien Daniel de la Faculté de Rennes a présenté un mémoire, il y a quelque 30 ans, à l'Académie des Sciences, à Paris. Selon lui, il y a, en cas de greffes, influence réciproque entre le sujet et le greffon, et les modifications ainsi obtenues se transmettent par le semis [4]). Si ceci est possible dans le monde végétal, pourquoi serait-ce impossible dans le monde animal?

Les répercussions millénaires du *soma* sur le *germen* n'ont jamais fait l'objet d'expériences par nos savants qui ne travaillent que depuis cent cinquante ans; mais nombre de phénomènes de «télépathie interne» permettent de les considérer comme possibles et la logique nous prouve que les nombreux phénomènes d'adaptation d'un «moi» à un «non-moi» constant – impossible à expliquer par le procédé brusque et imprévisible des mutations – sont l'effet d'adaptations d'êtres vivants mille fois répétées au cours des siècles. M. Guyénot le reconnaît: «Comment concevoir, écrit-il (page 204), que les cinq callosités du chameau correspondent exactement, et par hasard, aux cinq points d'appui du corps couché sur le sol?» Et de conclure: «On ne peut faire exclusivement appel au hasard sans tomber dans l'absurde. L'accord entre la structure et la fonction domine toute la Biologie.»

Bernhard Bavink, lui aussi, dans *Conquêtes et Problèmes de la Science contemporaine*, paru en français en 1953, mentionne (tome II, pages 256 et suivantes) le cas des callosités des chameaux. A propos de la taupe, il montre qu'il est difficile d'expliquer par une série fortuite de mutations «le passage de la patte normale à la patte fouisseuse». Il en est de même des cas de coaptation. Il faudrait, dit-il, «que toute une série de gênes, peut-être une douzaine ou davantage, soient mutés simultanément dans le sens «voulu», puisque sinon il n'apparaîtrait rien d'opportun, mais tout au plus une déformation

[2]) *Science et Méthode*, 1908, page 135.

[3]) **L. Vialleton.** *Un Problème de l'Evolution*, 1908. – Cette thèse a été celle de tous les partisans des mutations brusques. Aussi celle des néo-vitalistes, qui est la nôtre, est-elle restée en sommeil durant quelque vingt ans (crise économique de 1929 à 1933, tension de l'entre-deux-guerre, seconde guerre mondiale).

[4]) Voir l'*Illustration* du 5 juillet 1924, page 21. – En Russie, Mitchourine semble l'avoir redécouvert.

inutilisable. Or comment imaginer un hasard aussi extraordinairement improbable?» – Pourtant, ajoute-t-il, le cas des serpents venimeux, celui de la transformation des dents à venin, semble inexplicable par quelque action extérieure que ce soit.

Par ailleurs Julian Huxley, dans «L'Homme cet Etre unique» (1947), cite des cas nombreux où l'état embryonnaire «prévoit», si l'on peut dire, des situations qui seront celles de l'être au moment de sa naissance ou de l'être adulte. Le globe terrestre présente des régions froides et chaudes, forestières et désertiques et chacun voit plantes et animaux s'adapter en peu de générations à ces conditions et s'y maintenir sans que le jeu des mutations individuelles puisse l'expliquer. La sélection n'exerce son action que sur les cas extrêmes. Pour le reste «chaque type s'adapte aux climats différents et à des différences secondaires d'habitat et de milieu. Le vêtement de vie que porte le globe est ainsi ajusté en détail, de même qu'un complet est retouché par le tailleur pour épouser les particularités d'un client» (page 205). Ceci jusque dans certains détails extrêmes, tels les réflexes spéciaux du jeune coucou dans le nid de ses parents adoptifs (page 268).

Le même auteur, dans un de ses articles parus dans la *Yale Review* et reproduit dans ce même volume, développe une thèse qui se rapproche de celle de Stanley Hall:

«La distribution des poils chez l'homme est extrêmement analogue à celle d'un fœtus avancé de chimpanzé, et il n'est guère douteux qu'elle représente une extension de cette phase anthropoïde temporaire jusqu'à l'état permanent. L'absence de poils sur le corps n'est pas une caractéristique biologique unique chez l'homme; mais elle est unique chez les mammifères terrestres, à part quelques animaux du désert (ceux à peau pachydermateuse). Elle a dû encourager les créatures humaines relativement sans défense, dans leurs efforts en vue de se protéger contre les animaux ennemis et contre les éléments, et a constitué ainsi un aiguillon pour le perfectionnement de l'intelligence ... Chez le mammifère arboricole seul le membre antérieur a pu devenir une main véritable, et la vue prédominer sur l'odorat. Les mains reçoivent une image tactile fouillée de ce qu'elles manient, les yeux une image visuelle fouillée de ce qu'ils voient. La combinaison de ces deux genres d'images, jointe à la vision binoculaire, dans les centres nerveux du cerveau, a permis au primate d'acquérir une richesse de connaissance entièrement nouvelle au sujet des objets, une possibilité entièrement nouvelle de les manier. La vie arboricole a posé le fondement, aussi bien de la définition plus complète des objets par la pensée conceptuelle, que de la maîtrise plus complète sur eux, au moyen d'outils et de machines.»

M. René Le Senne, lui aussi, «met en garde l'homme de science contre un refus prématuré de toute hérédité de caractères acquis». Si par là, dit-il, «on ne pense qu'à une tradition isolée de tel caractère pris comme un tout et que la transmission n'altérerait pas, les raisons théoriques et empiriques de la nier sont très fortes. Mais on peut penser aussi que l'action et les acquêts de l'individu influent sur sa postérité, soit en accroissant ou en affaiblissant, soit en orientant le potentiel de conscience qu'il a reçu et transmet. Le débat est trop grave pour qu'on n'opte pas trop rapidement pour un des deux termes de l'alternative.».

Citerai-je encore M. Jean Rostand, dans «Les Grands Courants de la Biologie» (Paris, 1951)? «Il faut renoncer délibérément, dit-il, à l'idée même de récapitulation et lui substituer celle de *répétition*. L'ontogenèse ne récapitule pas celle de phylogenèse; simplement l'ontogenèse du descendant répète l'ontogenèse de l'ancêtre pour autant que, de l'un à l'autre, le patrimoine héréditaire ne fut pas trop altéré.»

«Les caractères de l'ancêtre peuvent d'ailleurs se développer chez le descendant à une allure, à un *tempo* modifiés; selon les cas, ils apparaîtront en avance ou en retard.»

C'est ce que j'ai dit dans l'«Ecole active», 1921, page 259.

Ces quelques citations montrent que le problème des «caractères acquis» est beaucoup moins biologique que verbal. Pour la plupart des auteurs le passé défini: «acquis», sous-entend: volontairement acquis, d'une part, et, d'autre part: imposé du dehors dans un cas particulier sans qu'il y ait assimilation interne de l'organisme, telles les lésions accidentelles.

Par ailleurs l'objectivité de beaucoup de savants a été obnubilée par un préjugé: la croyance que seules les mutations sont capables d'entraîner des modifications héréditaires.

Sur ce dernier point, l'autorité d'un biologiste comme le professeur Guyénot s'impose: beaucoup de traits héréditaires complexes ne peuvent s'expliquer par des mutations. Il en faudrait plusieurs, simultanées et coordonnées entre elles.

Quant au premier point, les conceptions récentes de la matière font disparaître le fossé qu'avait tracé la philosophie matérialiste du XIXe siècle entre corps et esprit. Toute influence prolongée de l'ambiance sur l'organisme: *soma* se répercute sur le *germen*, sans qu'aucun fossé absolu puisse être tracé entre eux.

Mais il faut l'«appel» du monde extérieur pour que les réactions organiques héritées se «déclenchent». L'ancienneté des adaptations somatiques joue ici un rôle. Ainsi, comme on l'a vu, chez les autruches, les callosités sont marquées, présentes, dès la phase embryonnaire, tandis que chez les chameaux elles ne le sont pas, mais se manifestent dès le premier contact après la naissance, preuve qu'elles étaient là, prêtes à se manifester de façon visible.

Quant à l'objection des spiritualistes pour qui la parenté de l'homme avec les mammifères supérieurs [5]) paraît blasphématoire, elle réside sur un malentendu. Il est une forme de l'énergie qui a nom: Vie. Le tronc central de toute vie s'élève comme celui d'un sapin. Les espèces animales constituent des branches de ce tronc, espèces arrêtées à tel ou tel niveau de l'évolution. Seul l'homme a suivi la ligne centrale ascendante et est appelé à la poursuivre. Beaucoup de races humaines actuelles marquent, elles aussi, un ralentissement dans l'évolution; chez elles l'équilibre central: corps et esprit

[5]) Voir l'article de René Frick: «L'homme ne descend pas du singe» (Feuille d'Avis de Lausanne, 17 mars 1954) où le brillant vulgarisateur scientifique cite Schultz, zoologiste américain, Bolk et Westenköfer.

se trouve altéré. Ces races représenteront-elles un jour des branches latérales ? L'avenir le révélera.

Mais l'orthogenèse humaine – le désir de se dépasser sans cesse – est un fait. Tous les philosophes en témoignent et, plus éloquemment encore, les grands prophètes de toutes les religions.

Il faut que l'enfance ne soit pas détournée de la ligne ascendante. Pour cela toute déviation de la ligne du passé et du présent constitue un danger. L'équilibre de millions d'enfants est détruit par une fausse éducation. Stanley Hall nous met en garde contre cette erreur universelle. C'est pourquoi il me paraît bon de répéter son avertissement et de ramener l'attention des parents et des éducateurs sur ce problème capital: comment assurer à nos enfants – et à l'humanité d'aujourd'hui et de demain – une croissance corporelle et spirituelle plus harmonieuse.

Ad. Ferrière

DANS LES SECTIONS

Synode d'été de la SIB, Section de Delémont. Les membres de la section auront été surpris certainement du fait que la réunion synodale d'été a été supprimée. Nous tenons à nous en excuser. Votre comité n'a cependant rien à se reprocher. Les assises estivales avaient été organisées dans les plus petits détails. Elles auraient eu lieu à Ocourt. Deux itinéraires avaient été prévus pour gagner les bords du Doubs, l'un par la vallée, l'autre par Chez le Baron–Fin du Teck–Epiquerez–Bremoncourt–La Motte. A dix heures un conférencier de choix, notre collègue M. Widmer, professeur à Delémont, nous aurait fait revivre son voyage en URSS. Puis, après la séance administrative et les productions toujours fort goûtées de notre chœur mixte, un repas au menu digne d'un restaurant des bords du Doubs nous eût rassemblés en une cohorte toute vibrante d'amitié et de fraternité. Malheureusement l'homme propose . . . Au moment d'adresser les habituelles circulaires-invitations à nos collègues, par suite de cas de poliomyélite au Val Terbi et de la mise sur pied inattendue de troupes jurassiennes provoquée par la conférence de Genève, le comité décida de supprimer notre synode d'été.

Nous profitons de cette communication pour vous faire part de l'entrée en fonction du nouveau comité de section. Il sera composé de notre sympathique et très compétent collègue Jos. Monnerat à Courcelon qui assumera la présidence, assisté de Mlle Th. Lovis, Delémont, secrétaire, de MM. Sylvain Michel, caissier, Bassecourt, Beuchat Roland, vice-président, Vicques, et Willemin Bernard, assesseur, Courtételle.

L'ancien comité a eu du plaisir à s'occuper de la section et a trouvé beaucoup de satisfaction dans ses relations avec les collègues. Il vous en remercie et souhaite au nouveau comité une heureuse et fructueuse activité au sein de notre section.

L'ancien comité

A L'ETRANGER

Australie. « *L'école sur les ondes* » *permet au maître de converser avec ses élèves.* Un des problèmes les plus graves qui se soient posés aux parents vivant dans les lointaines « terres à bétail » de l'Australie a toujours été celui de l'instruction de leurs enfants.

Naturellement, cette question n'a jamais beaucoup préoccupé les enfants eux-mêmes car les poneys, les veaux et autres bêtes qui sont leurs camarades de jeux suffisent à remplir leur vie.

Les gouvernements des différents Etats australiens se sont toujours efforcés d'étendre aux districts les plus isolés les bienfaits de l'instruction. Dans les vastes régions de l'intérieur – le Territoire du Nord, à lui seul, couvre une superficie deux fois et demie plus grande que celle de la France – ce n'est pas toujours facile.

Tout d'abord, des instituteurs itinérants parcoururent la brousse, allant de ferme en ferme, de maison en maison donner des leçons aux enfants, ou s'installant pendant quelque temps dans les communautés élevées le long des chemins de fer à voie unique qui s'enfoncent dans l'intérieur du pays.

La prodigieuse activité déployée par ces instituteurs apparaît dans les chiffres: en 1927, dans le Queensland, neuf instituteurs itinérants parcoururent près de 100 000 kilomètres pour visiter 1139 enfants d'éleveurs.

Au cours de la même année, dans les rudes terres du Territoire du Nord, un seul instituteur passa tout son temps à faire la navette entre douze enfants habitant à d'énormes distances les uns des autres pour leur apprendre à écrire et à lire.

Lorsque fut organisé sur des bases régulières le service postal des régions isolées – comportant pour les moins favorisés des distributions hebdomadaires ou bi-mensuelles – les instituteurs itinérants furent remplacés par un enseignement primaire par correspondance, mis sur pied par le gouvernement.

Dans la brousse comme en classe. La majorité des Australiens vivant dans les cités surpeuplées de la côte sont peu au courant de l'excellent enseignement fourni par ces écoles par correspondance. Mais, pour un enfant des régions isolées, son lointain professeur (les lettres parcourent parfois 2000 à 3000 kilomètres avant de parvenir à destination) est une personne à qui il peut écrire au sujet de ses animaux, à qui il peut raconter sa vie, en un mot, une personne qui joue dans son existence un rôle important.

Les élèves qui habitent près de leur école peuvent difficilement se faire une idée de l'impatience avec laquelle les enfants de la brousse attendent le facteur un jour de courrier: ils se jettent sur les lettres.

Dans certaines agglomérations de l'intérieur, une répétitrice est chargée de superviser le travail qu'effectuent les enfants par correspondance. Ceux-ci étudient alors aux mêmes heures, de façon à coordonner leur emploi du temps avec celui des écoles des villes, mais chacun restant chez soi sous la véranda ou à l'ombre des arbres.

Cet enseignement par correspondance, dont on pouvait mettre en doute l'efficacité – surtout dans les endroits où seuls les parents peuvent surveiller le travail des enfants –, s'est révélé d'une utilité dépassant les prévisions les plus optimistes. Les parents eux-mêmes en ont été à ce point satisfaits qu'on a vu des familles conserver pour leurs petits les leçons par correspondance après s'être installées non loin d'une école.

Les écoles par correspondance améliorent sans cesse leur organisation. Ainsi, certaines ont maintenant leur propre bibliothèque, comme celle de l'Australie du Sud qui, jusqu'à présent, bat tous les records de succès. Les parents l'utilisent autant que les enfants.

L'importance du rôle de la couleur dans l'instruction étant bien connue, l'école par correspondance de l'Etat de Nouvelle-Galles du sud a acquis un appareil duplicateur qui utilise cet avantage. Des cartes, des diagrammes et des dessins en couleur sont reproduits dans les leçons, notamment pour les petites classes.

Pour les deux plus importantes écoles par correspondance, les chiffres sont éloquents: à l'école du Queensland sont inscrits plus de huit mille garçons et filles du Nord-Ouest de cet Etat, du Territoire du Nord, de l'Australie centrale, de la Nouvelle-Guinée et des Nouvelles-Hébrides. L'école de Nouvelle-Galles du Sud dispose de 178 instituteurs pour six mille élèves.

Ces écoles ont bien rempli le but qui leur avait été assigné et continueront à le faire tant que la population de l'intérieur de l'Australie restera dispersée.

Les postes de radio à pédales. Toutefois, une initiative offre des perspectives plus encourageantes encore que le système d'enseignement par correspondance. Il s'agit de la première émission de l'« école sur les ondes », diffusée depuis Alice-Springs, dans l'Australie centrale.

Non pas que la radio scolaire soit une nouveauté: elle a été expérimentée avec succès un peu partout dans le monde. Mais la caractéristique de la radio scolaire australienne consiste dans le fait que les enfants peuvent, par radio, répondre aux questions et en poser eux-mêmes, grâce aux postes émetteurs et récepteurs à pédales.

Cette expérience est unique dans les annales de l'enseignement et ne peut être tentée ailleurs qu'en Australie. En effet, elle utilise l'organisation mise sur pied par le fameux service

des « médecins volants », qui permet aux habitants des régions les plus isolées – grâce aux postes à pédales – d'appeler un docteur à n'importe quelle heure du jour ou de la nuit.

Ces appareils sont appelés ainsi parce que, en appuyant sur des pédales, on produit un courant générateur suffisant pour les transmissions. Ils fonctionnent en quelque sorte comme des bicyclettes. En même temps qu'il appuie sur les pédales, l'opérateur transmet son message devant le micro. Aujourd'hui, ce dispositif n'est plus utilisé, en général, qu'en cas d'urgence, car la plupart des transmetteurs sont dotés de batteries.

Comme on le voit, le système est très simple, son fonctionnement n'exige aucune connaissance technique particulière et il permet au « docteur volant » d'entrer en conversation avec celui qui l'appelle.

C'est en 1945 que trois éducateurs décidèrent d'appliquer ce système pour donner par radio des leçons aux enfants vivant dans les régions isolées et lointaines.

Un studio de radio muni d'un équipement complet de transmission fut installé à l'école primaire d'Alice-Springs, qu'on relia par câble à la base des « docteurs volants ». Tous les lundis, mercredis et vendredis, le directeur de l'école d'Alice-Springs parle au micro à trois cents enfants vivant dans un rayon de 650 kilomètres environ autour d'Alice-Springs, et installés devant leur poste à pédales. Autour d'eux se pressent les parents et les cow-boys qui s'intéressent beaucoup aux émissions.

Une fois la leçon terminée, des enfants habitant à 150 kilomètres les uns des autres posent des questions au maître, tant sur la leçon que sur les sujets les plus variés.

Le système de l'« école sur les ondes » n'en est qu'à ses débuts, mais déjà on projette de porter à cinq par semaine le nombre des leçons. Les possibilités d'extension sont grandes, puisqu'il existe – outre celle d'Alice-Springs – sept bases de « docteurs volants ».

L'« école sur les ondes » a fait avancer d'un grand pas l'instruction des enfants vivant dans les régions lointaines. Quand les parents pourront bénéficier d'une organisation similaire, la vie de ces familles isolées de l'Australie sera beaucoup améliorée. *L.-H. Bingham* (« Le Courrier », Unesco)

DIVERS

Avis de la rédaction. Pour commémorer le centenaire de la mort de l'écrivain bernois Jérémias Gotthelf, notre journal paraît, le 22 octobre 1954, comme numéro spécial. En revanche, « L'Ecole Bernoise » ne paraîtra pas le 30 octobre prochain.

Littérature enfantine. La séance annuelle du Comité des journaux d'enfants « Cadet Roussel » et « L'Ecolier romand » s'est tenue dernièrement à Lausanne sous la présidence de M. Ch. Bonny, inspecteur scolaire à Neuchâtel, en présence de M. A. Bertschi, délégué de la Fondation Pro Juventute, et des représentants des départements de l'Instruction publique et des sociétés pédagogiques.

Au cours de cette séance, les rapports de rédaction furent présentés par Mmes I. Chenuz-Meystre et A. Schlemmer-Scheren, puis Mme L. Willener-Lagnaz donna connaissance du rapport d'administration et des comptes, remplaçant M. R. Tauxe. Ces exposés ont souligné les efforts entrepris par les responsables de « Cadet Roussel » et de « L'Ecolier romand » pour offrir à notre jeunesse des journaux adaptés à leurs besoins et à leurs goûts. Après un entretien général, M. Bonny releva avec plaisir que les efforts entrepris au cours du dernier exercice ont été couronnés de succès et que tous ceux qui s'intéressent à la littérature enfantine peuvent se réjouir de la bonne marche de ces journaux édités par le Secrétariat vaudois pour la protection de l'enfance au nom de la Fondation Pro Juventute.

Ceux qui aiment leur métier. Tel était le sujet du concours 1954 du Calendrier de l'Entraide aux jeunes par le travail. Il a eu un beau succès. A côté d'un certain nombre de réponses banales et sans grande valeur, beaucoup de photographies, peintures, dessins, textes – en vers et en prose – exprimaient la joie au travail avec sincérité et conviction, parfois avec art.

Toutes les images du Calendrier-concours de l'Entraide aux jeunes par le travail 1955 et quelques textes sont tirés de ces beaux témoignages de satisfaction professionnelle.

Parmi les auteurs des travaux primés, signalons: 1er prix: M. Daniel Bolle, Bex; Mme Germaine Didisheim, La Chaux-de-Fonds; Mlle Elisabeth Fontannaz, Lausanne; Mme A. Paley, Lausanne; 2e prix: Mme Martine Bryois, Lausanne; Mlle Thérésita Coudray, Sion; Mlle V. Mayor, Lutry; 3e prix: Mme Laure Belperrin, Colombier (NE); Mlle Georgette Cavat, Croy; Mlle Françoise Damon, Genève; M. P. Dimitrijevic, Genève; 4e prix: Mme veuve Barbezat, La Chaux-de-Fonds; M. Angelo Brugnoni, Leysin; Mme Marguerite Grandchamp, Vevey; Mme Klein, Vevey, etc.

Le Calendrier-concours de l'Entraide aux jeunes par le travail est le seul vendu dans toute la Suisse romande pour faciliter la formation professionnelle des handicapés.

Kultivierte Pfeifenraucher

sind hell begeistert vom «Fleur d'Orient», einem Luxus-Tabak, geschaffen von Burrus. Das Paket kostet nur 85 Cts. Jeder Zug ein Genuss.

VEREINSANZEIGEN . CONVOCATIONS

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis *Mittwoch 12.00 Uhr* (schriftlich) in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden.

OFFIZIELLER TEIL – PARTIE OFFICIELLE

Sektion Aarberg des BLV. Die Mitglieder werden ersucht, bis zum 6. November folgende Beiträge auf Postcheckkonto III 108 einzubezahlen:

	Primarlehrer Fr.	Primarlehrerinnen Fr.
Abonnementsgebühr für das Berner Schulblatt	15.—	15.—
Beitrag für den Schweizerischen Lehrerverein	3.—	3.—
Beitrag für den Hilfsfonds des SLV	1.—	1.—
Beitrag an die Stellvertretungskasse	10.—	16.—
Beitrag an das Heimatkundewerk	2.—	2.—
Total	31.—	37.—

Neueintretende entrichten dazu ein Eintrittsgeld von Fr. 5.—. *Die Haushaltungslehrerinnen* bezahlen die gleichen Beiträge wie die Primarlehrerinnen, eventuell ohne Schulblatt.

Sektion Biel des BLV. Sektionsversammlung Samstag, den 30. Oktober, um 9.15 Uhr, in der Aula des Mädchensekundarschulhauses Rittermatte. Traktanden: 1. Protokoll, 2. Jahresbericht des abtretenden Präsidenten, 3. Jahresrechnung, 4. Mutationen, 5. Wahlen (Rechnungsrevisor), 6. Ehrungen, 7. Verschiedenes. Um 10.15 Uhr: « Das neue Schulhaus », Vortrag von Herrn Architekt A. Roth aus Zürich.

Sektion Interlaken des BLV. Sektionsversammlung Freitag, den 29. Oktober, 14.15 Uhr, im Hotel Kreuz in Interlaken. Traktanden: Protokoll, Mitteilungen, 40 Jahre Schuldienst, Mittelschulgesetz, Unvorhergesehenes. Ausstellung der Arbeiten « Arbeitsprinzip 3. und 4. Schuljahr ».

Sektion Oberemmental. Die Mitglieder werden ersucht, bis 15. November folgende Beiträge auf Konto III 4233 einzubezahlen:

1.	Abonnementsgebühr für das Berner Schulblatt	Fr. 15.—
2.	Beitrag für den Schweiz. Lehrerverein	» 3.—
3.	Beitrag für den Hilfsfonds des SLV	» 1.—
4.	Beitrag für die Sektionsbibliothek	» 3.—
	Total	Fr. 22.—

Die Mittellehrer zahlen nur den Beitrag für die Sektionsbibliothek.

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Bernischer Haushaltungslehrerinnenverband. Samstag, den 6. November 1954, 14.15 Uhr «Daheim» Vortrag.

Lehrergesangverein Biel und Umgebung. Nächste Probe Montag, 25. Oktober, um 17 Uhr, in der Aula des Dufourschulhauses.

Lehrergesangverein Burgdorf. Probe Donnerstag, den 28. Oktober, *punkt* 17.10 Uhr, im gewohnten Lokal. Pünktlicher und lückenloser Besuch sehr erwünscht. Konzert am 20./21. November.

Lehrergesangverein Konolfingen. Gesamtprobe Samstag, den 23. Oktober, 14.45 Uhr (Studium der As-dur-Messe von Schubert).

Lehrergesangverein Oberaargau. Wiederbeginn der Proben für das Schubertkonzert: Dienstag, 26. Oktober, 17.30 Uhr, im Theater Langenthal. Noch ist es Zeit, mitzumachen! Neue Sänger willkommen.

Seeländischer Lehrergesangverein. Wiederbeginn der Proben Dienstag, den 26. Oktober, 16.30 Uhr im Hotel Bahnhof, Lyss.

Lehrergesangverein Thun. Probe Donnerstag, den 28. Oktober, um 16.45 Uhr, in der Aula des Seminars. Wir singen das Verdi Requiem. Neue Sänger sind willkommen.

Lehrerinnenturnverein Oberaargau. Wiederbeginn der Turnstunden am Dienstag, den 26. Oktober, in Langenthal.

Lehrerturnverein Aarberg. Wiederbeginn der wöchentlichen Übungen Freitag, den 5. November, um 17.00 Uhr, in der Turnhalle in Aarberg. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen.

Lehrerturnverein Burgdorf. Wir turnen wieder am 29. Oktober, um 16.45 Uhr, in der Pestalozziturnhalle.

Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache. Sektion Bern: Herbsttagung, Mittwoch, den 27. Oktober, im Erziehungsheim Lerchenbühl, 10.00 Uhr, Besuch der Heimschule.

Ist das nicht fabelhaft?

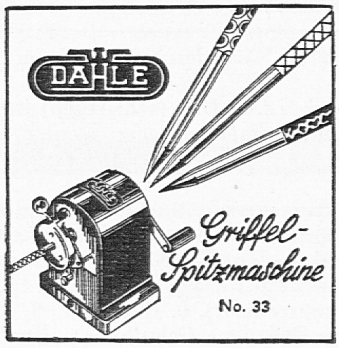
fragte man einen Weisen und zeigte ihm einen Spatz, dessen Federn von einem Könner so gefärbt worden waren, dass er wie ein Kanarienvogel aussah.
„Tatsächlich", sagte der Weise, „aber kann er auch singen?"

Man kann auch einen Tisch färben. Beispielsweise einen Tisch aus Buchenholz so, als ob es ein Nussbaumtisch wäre. Man kann ihm sogar ein hauchdünnes Nussbaumkleid überziehen: furnieren nennt man das. Aber ist es nun wirklich ein Nussbaumtisch?

Sproll-Möbel sind nicht gefärbt, nicht überzogen, sie sind massiv, dass heisst wie das Äussere, so das Innere.

Sproll

MASSIVHOLZMÖBEL
Casinoplatz 8, BERN, Tel. 23479



Endlich eine wirklich gute

Griffelspitzmaschine

die Lehrern, Eltern und Kindern Freude macht. Die Maschine spitzt Natur- und Kunstschiefergriffel schnell und sauber. Sie ist mit einem Spezialfräser von langer Haltbarkeit und einer automatischen Ausschaltvorrichtung ausgerüstet.

Alleinverkauf für die Schweiz:

ERNST INGOLD & CO., HERZOGENBUCHSEE

Schulbedarf en gros Eigene Fabrikation und Verlag

Tierpark und Vivarium Dählhölzli, Bern

Im Aquarium:

Neue Fische von der Küste des Indischen Ozeans

Silberflossenblatt

77

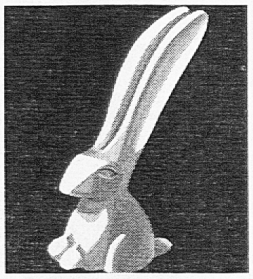
Wir suchen für ein gesundes, intelligentes 14jähriges Mädchen einen

PFLEGEPLATZ

Es ist im Handarbeiten sehr geschickt und im zeichnerischen Gestalten sehr begabt und sollte daher auch in dieser Richtung gefördert werden können.

Offerten an Jugendanwaltschaft Burgdorf 267

Zu beziehen in allen guten Fachgeschäften



Die Kinder sind begeistert,

wenn sie im Naturkunde- oder Geographie-Unterricht, beim Zeichnen zur Abwechslung modellieren dürfen. Welches auch die gestellte Aufgabe sei – ein urchiges Bauernhaus, eine Bergstrassenanlage, ein Fuchsbau im Modell –, sie wird zum eifrigen Wettstreit, in dem vielleicht gerade einmal die mittelmässigen und schwächern Schüler den Sieg davontragen.

Lassen auch Sie Ihre Schüler modellieren! Der Bodmer - Modellierton wird Ihnen dabei gute Dienste leisten; er ist auch preislich sehr vorteilhaft. Auf Verlangen senden wir Ihnen gerne Gratismuster. Anleitung zum Modellieren gegen Einsendung von 50 Rp. in Briefmarken. Grundlegende Schrift von Lehrer A. Schneider, St. Gallen, Fr. 1.40. Prompter Post- und Bahnversand überallhin.

E. BODMER & CIE
Tonwarenfabrik Zürich
Uetlibergstrasse 140
Tel. (051) 33 06 55

Für den **Handfertigkeits-Unterricht** verwendet man auf allen Holzarbeiten unsere bekannten Produkte.

Belafa-Hartgrund, Erato-Mattschliff P 350
Belafa Matt, blond und farblos
Durolin-Wachspasta, Durolin-Beizen

Sie finden bei uns: **Rohe Holzwaren, Talens-Plakatfarben**
Aquarellfarben, Pinsel und alle Malmaterialien

Wir geben Ihnen alle fachtechnischen Auskünfte jederzeit bereitwilligst.

Farbenhaus

Böhme & Co
Lack- und Chemische Fabrik
Liebefeld-Bern

Detailgeschäft: Bern, Neuengasse 24, Telephon (031) 21971

Schweizer Pianos und Flügel 234

Burger & Jacobi, Sabel, Blüthner, Pleyel

in solider Konstruktion und prächtiger Tonfülle empfehlen

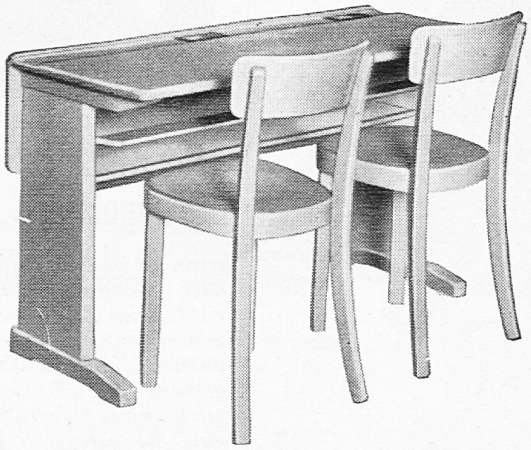
PPPP PIANOS
KRAMGASSE 14 · BERN
Telephon 21533

Durch gute Inserate werden Sie bekannt

8

Schulmöbel sind unsere Spezialität

Solid, formschön und preiswert



Beziehbar durch die einschlägigen Fachgeschäfte auf Ihrem Platze

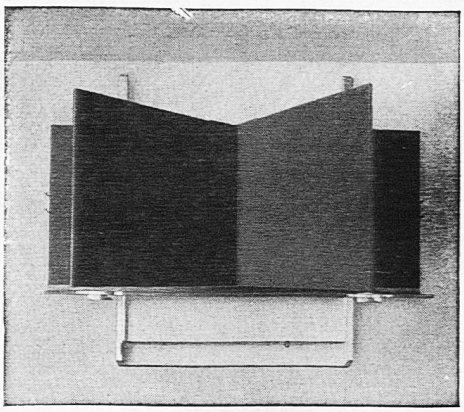
Tütsch AG.

Stuhl- und Tischfabrik

Klingnau

Telephon

056 - 5 10 17 / 5 10 18



Alle Systeme 278

Wandtafelfabrik F. Stucki, Bern

Magazinweg 12 gegr. 1911 Telephon 2 25 33

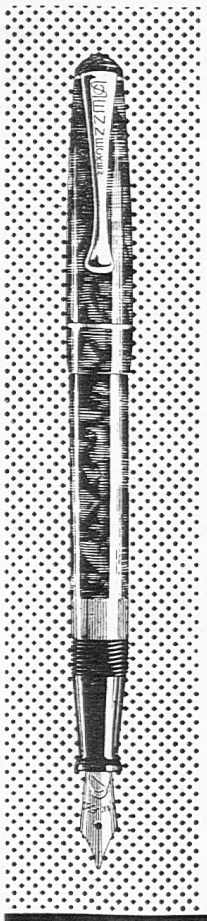
Beratung kostenlos

Bieri-Möbel

seit 1912 gediegen, preiswert

Fabrik in **RUBIGEN** b/Bern

In Interlaken: Jungfraustrasse



Anfänglich

haben manche Buben eine so «starke» Handschrift, dass man sie mit den Schnitzern von Botenstäben in Queensland vergleichen könnte. Was so eine SOENNECKEN-Schüler-Füllfeder auszuhalten hat, ist unglaublich.

Frappant ist dann, wie sie durch den leichten Tintenfluss, das Wegfallen des in die Tinte Tauchens sich aus ihrer Verkrampfung lösen und zusehends leichter schreiben. Die SOENNECKEN-Schüler-Füllfeder hat sich in der Schule bewährt, weil sie trotz ihrer Robustheit subtil genug gearbeitet ist um eine feine durchgebildete Schrift zu ermöglichen.

Sie wissen doch:

SOENNECKEN - Schüler - Füllfedern sind Schweizer Qualitätsarbeit!

SOENNECKEN

REGISTRA AG Füllfederhalter-Fabrik
Zürich 9, Flüelastrasse 10, Telephon 051 - 52 36 22

NEUE HANDELSSCHULE BERN

Wallgasse 4, Telephon 30766. Inh. u. Dir. L. Schnyder

- **Handelskurse** 3, 6 und 12 Monate. Vorbereitung auf Berufe, Prüfungen, Laborantinnen- u. Hausbeamtinnenschulen, Diplom-Abschluss.
- **Verwaltung und Verkehr:** 3, 6 und 12 Monate Vorbereitung auf **Bahn, PTT, Zoll, Polizei, Hotel** usw.
- **Arztgehilfinnenkurse:** 12 Monate gründliche Ausbildung als Arztgehilfin und Sekretärin. Eigenes Labor.

Zahnarztgehilfinnenkurse: 6 Mte. Handel und 6 Monate Praktikum.

Neu: **Höhere Sekretärkurse** 12 Monate). (Nur für Schülerinnen mit Handels- oder höherer Mittelschulbildung.)
Verlangen Sie die Aufnahmebedingungen.

Beginn der Kurse: **20. Oktober,** Januar und April. Prospekte und unverbindliche Beratung durch die Direktion. 29

DENZ Clichés

Bern, Tscharnerstrasse 14, Telephon 031 - 5 11 51

113

ENGLISCHKURSE

256

für Fortgeschrittene und Anfänger getrennt.

Beginn ab 30. September 1954.

Dauer 8 Monate, bis 30. Mai 1955.
(Für 1 Kursstunde Fr. 1.— Kursgeld)

Einmal pro Woche; 18–20 oder 20–22 Uhr.

Bern: Dienstag (zwei Klassen) siehe unten!

Zürich: Montag oder Freitag (vier Klassen)

Winterthur: Donnerstag (evtl. Mittwoch)

(Nur noch St. Gallen als Kursort möglich)

Neu-Aufnahmen jedes Jahr nur einmal!

Abends 8–9 Grammatik, Lesestücke und schriftliche Übungen nach Prof. Treyer.

Abends 9–10 mündliche Übungen für die Alltagskonversation (damit auch alle Anfänger bald und richtig Englisch reden können.)

Kursgeld für 8 Monate (70 Stunden) total **70 Fr.,** Hefte inbegriffen. **Lehrbuch 5 Fr.**

Zweck: Alle müssen im Mai 1955 Englisch verstehen und richtig reden und schreiben können.

Auf Wunsch gebe ich **Referenzen** und **Beweise** dafür.

Sofortige **schriftliche** Anmeldungen direkt an mich

John Honegger, Sprachlehrer, **Chur** (GR).

Bitte Namen, Beruf, Wohnort, nächstes Telephon, ferner Arbeitsplatz und **gewünschten Kursort angeben.**

Für **Bern** sind bei genügenden Vorkenntnissen noch einige Aufnahmen möglich.

48

Die Freude des Lehrers

ist der äusserst handliche, zuverlässige und billige **Vervielfältiger** für Hand- und Maschinenschrift (Umrisse, Skizzen, Zeichnungen, Rechnen-, Sprach- und andere Übungen, Einladungen, Programme usw.). der

USV-Stempel

Er stellt das Kleinod und unentbehrliche Hilfsmittel tausender schweizerischer Lehrer und Lehrerinnen dar. Einfach und rasch im Arbeitsgang, hervorragend in den Leistungen.

Modell:	Format:	Preis:
Nr. 2	Postkarte (A6)	Fr. 30.–
Nr. 6	Heft (A5)	Fr. 35.–
Nr. 10	A4	Fr. 45.–

Verlangen Sie Prospekt oder Stempel zur Ansicht. USV-Fabrikation und Versand

B. Schoch, Papeterie

Oberwangen (TG) – Telephon 073 - 6 76 45

Sonntag, 24. Oktober, punkt 20 Uhr, im Berner Münster

STUTTGARTER KAMMERCHOR

268

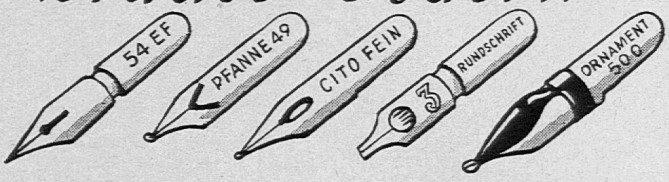
Leitung: **Martin Hahn**
Mitwirkende: **Marianne Keller** (Stuttgart), Sopran
Susi Messerli (Bern), Orgel

Werke für Sopran und Orgel von Hch. Schütz: Motetten von Joh. Michael Bach; Joh. Christian Bach; Joh. Brahms und Vier Graduale von Anton Bruckner. Orgelwerke von S. Scheidt; Joh. Gottfr. Walther und Joh. Brahms.

Karten zu Fr. 2.30, 3.45 und 4.60 (numeriert), Steuern inbegriffen bei **Müller & Schade AG.** Musikhandlung, **Theaterplatz 6,** Tel. 27333, Abendkasse ab 19.30 Uhr.

Für die Schulschrift:

Brause-Federn



Diese erzeugen einen regelmäßigen, flüssigen Schriftzug
Verlangen Sie bitte Muster

ERNST INGOLD & CO. HERZOGENBUCHSEE

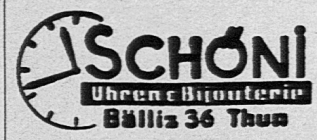
Spezialhaus für Schulbedarf

Musikinstrumente und Noten

Musikbücher
Blockflöten
Violinen

Radios
Grammophone
Schallplatten

Versand überallhin 241



Omega-Uhren 3
Allein-Vertretung
auf dem Platze Thun

JEDES BUCH

auch für die Bibliothek

liefert Versandbuchhandlung

Ad. Fluri, Bern 22

Postfach Beundenfeld

200 Telephon 031 - 8 91 83

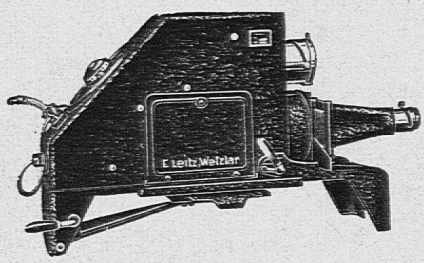
Mon petit livre de français 79

einfaches Lehrbüchlein für Primarschulen. Preis Fr. 2.80 mit Mengenrabatt. Zu beziehen beim Verfasser:

Fr. Schütz, Lehrer, **Langenthal**

Auch Ihnen werden Schulblatt-Inserate nützlich sein

Das gute Leitz-Epidiaskop



la Optik
vollendete
Bildschärfe

Drei
verschiedene
Preislagen

Viele
Referenzen
zu Diensten

Optiker Büchi, Bern, Spitalgasse 18

38

Das ist schon lange so...

Für Reproduktionen
zu Hiller:
Schier unerschöpfliche
Auswahl
und freundliche,
sichere Bedienung

Kunsthandlung Hans Hiller, Bern, Neuengasse 21

MÄNTEL

gehören zur Garderobe jedes Herrn. Lassen Sie sich unsere Auswahl zeigen und wählen Sie das Richtige:

Popeline-Mäntel ab Fr. 58.—
Loden-Mäntel ab Fr. 98.—
Winter-Mäntel ab Fr. 118.—

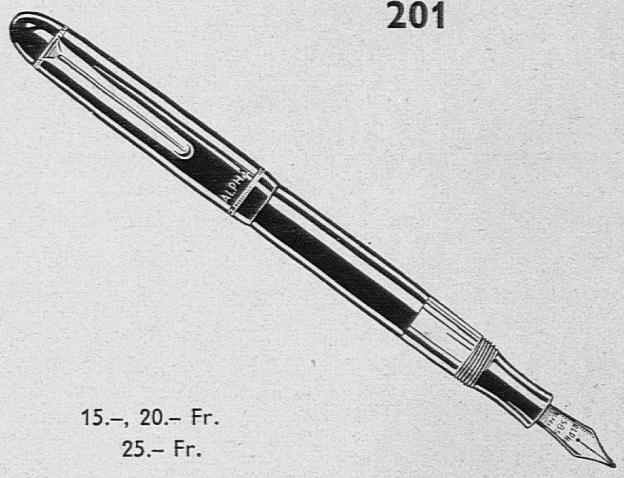
Schöne Qualitäten – elegante Modelle

Howald + Cie.
Burgdorf, an der Bahnhofstrasse
Telephon 034 - 2 30 43 Gegründet 1858

39

Die neue Füllfeder der Oberstufen empfehlen Sie sie Ihrer Klasse

201



15.–, 20.– Fr.
25.– Fr.

ALPHA
LAUSANNE

Redaktion: P. Fink, Lehrer, Brückfeldstrasse 15, Bern, Telephon 031 - 3 67 38. – *Rédaction pour la partie française:* Dr René Baumgartner, professeur, chemin des Adelles 22, Delémont, téléphone 066 - 2 17 85. – *Annoncen-Regie:* Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern, Telephon 031 - 2 21 91. – *Druck:* Buchdruckerei Eicher & Co., Bern, Telephon 031 - 2 22 56.

Bern 1